Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Band: 37 (1897)

Artikel: Ernst Götzinger : ein Lebensbild
Autor: Dierauer, Johannes
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-946497

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ERNST GÖTZINGER.

EIN LEBENSBILD.

VON

JOHANNES DIERAUER.

MIT PORTRAIT.

HERAUSGEGEBEN VOM HISTORISCHEN VEREIN IN ST. GALLEN.

ST. GALLEN
ZOLLIKOFER'SCHE BUCHDRUCKEREI
1897.

Ernst Götzinger.

Nach einer Photographie von CH. SCHALCH in St. Gallen.

ERNST GÖTZINGER.

EIN LEBENSBILD.

VON

JOHANNES DIERAUER.

MIT PORTRAIT.

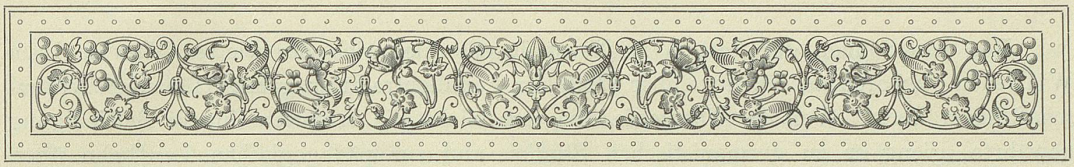
HERAUSGEGEBEN VOM HISTORISCHEN VEREIN IN ST. GALLEN.

STADTBIBLIOTHEK ST. GALLEN · VADIANA ·

ST. GALLEN
ZOLLIKOFER'SCHE BUCHDRUCKEREI
1897.

„Götzingerisch Blut will geschrieben haben!“

26. Oktober 1872.



ERNST GÖTZINGER.

I.

HERKUNFT.

Am 12. September 1886 versammelte sich der Gebirgsverein der sächsisch-böhmischen Schweiz in dem Städtchen Hohnstein, um das Andenken an Wilhelm Leberecht Götzinger zu erneuern, der eben vor hundert Jahren, im September 1786, als junger Kandidat eine „Geschichte und Beschreibung des Chursächsischen Amts Hohnstein mit Lohmen, insbesondere der unter dieses Amt gehörigen Stadt Sebniz“ dem Drucke übergeben hatte. Der Verein feierte ihn als den „Entdecker der sächsischen Schweiz“; denn in jenem Buche waren zum ersten Mal die eigenartigen Schönheiten der südöstlich von Pirna gegen die böhmische Grenze ansteigenden Hügel- und Gebirgslandschaft mit kundiger Hand ans Licht gestellt und mit Begeisterung gepriesen worden. Bei diesem Säkularfest erfuhr man Näheres über die Lebensumstände des Verfassers. Er stammte aus einer alteingesessenen sächsischen Familie, in der die geistige Arbeit seit Generationen zur Überlieferung gehörte. Schon sein Urgrossvater und sein Grossvater waren Prediger gewesen, und sein Vater Johann Karl galt in theologischen Dingen als ein gelehrter Mann, der sich durch eine Reihe deutscher und lateinischer Schriften einen Namen machte. Er selbst trat bald nach der Veröffentlichung seines Erstlingswerkes ein Diakonat in Neustadt bei Stolpen an und fand dort Musse zur Ausarbeitung eines zweiten Buches: „Schandau und seine Umgebungen“ (1804), das eine umfassende und anmutige Schilderung der ganzen sächsischen Schweiz enthielt, um „den Freunden der schönen Natur ihre reinen Freuden zu vermehren“. Er muss in seiner Gemeinde, in der er schliesslich zum Pastor aufstieg, höchst angesehen und beliebt gewesen sein, und es erregte tiefe Trauer, als er, kaum 60 Jahre alt, im April 1818 starb. Sein in Öl gemaltes lebensgrosses Bildnis wird noch in der Sakristei der Kirche zu Neustadt aufbewahrt. Es zeigt einen schlichten Mann mit lebhaftem Auge, um den Mund einen gütigen, liebenswürdigen Zug[1]). Das war der Grossvater unsers Ernst Götzinger.

[1]) Nach diesem Ölgemälde ist das dem Jahrbuch des Gebirgs-Vereins für die sächsisch-böhmische Schweiz, III (Dresden, 1887), beigegebene Bildnis ausgeführt.

Von den Söhnen des Pastors zu Neustadt entschied sich der vierte, Maximilian Wilhelm, geboren am 14. November 1799, der Familientradition gemäss für einen wissenschaftlichen Beruf. Von der Theologie, die ihm nicht die erwartete innere Befriedigung gewährte, gieng er zu germanistischen Studien und zur pädagogischen Laufbahn über, wirkte zuerst in Sachsen, dann drei Jahre lang in Hofwil am blühenden Fellenberg'schen Institut und kam 1827 als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an das eben reorganisierte Gymnasium in Schaffhausen. Dort lebte er sich völlig ein, gründete rasch entschlossen einen eigenen Hausstand und erhielt das Bürgerrecht. Durch 23 Jahre hindurch war er an der Schaffhauser Schule, zeitweise auch am Collegium humanitatis, tätig, bis ihn eine Erlahmung des rechten Armes im Jahre 1850 zwang, sich in den Ruhestand versetzen zu lassen. Er schrieb dann mit der linken Hand und blieb hellen Geistes; doch zehrte das um sich greifende Leiden allmählich seine Kräfte auf. Umgeben von der treuen Sorge seiner Frau starb er am 2. August 1856 im westfälischen Bade Öynhausen.

Max Wilhelm Götzinger ist durch seine zahlreichen, dem Sprachunterrichte dienenden Schriften: die „Deutsche Sprachlehre", den „Dichtersaal", die „Deutschen Dichter", die „Stilschule zu Übungen in der Muttersprache" u. s. f., in weiten Kreisen bekannt geworden. Wohlgeschult durch das Studium der Kantischen Philosophie und von Natur ein klarer, nüchterner Denker und Schreiber, zielte er schon in seinem ersten, 1824 erschienenen Buche, den „Anfangsgründen der deutschen Sprachlehre", auf eine sichere, verständige Handhabung der Muttersprache und erwarb sich grosse Teilnahme, indem er mit dem bündigen grammatischen Texte einen Aufgabenstoff von gesunder Tüchtigkeit verband. Nicht geringere Anerkennung fanden seine in den Deutschen Dichtern niedergelegten literaturgeschichtlichen Forschungen; denn das Werk erwies sich als ein selbständiger, geistvoller Kommentar der bedeutendsten kleinern Dichtungen des klassischen Zeitalters von Gellert bis auf Rückert und war bahnbrechend für die Aufsuchung und Würdigung der Quellen. Die philosophische Fakultät der Basler Hochschule ernannte den scharfsinnigen Gelehrten schon 1838 auf den Vorschlag Wackernagels zum Ehrendoktor. Als einst ein Ruf an die Kantonsschule in Arau an ihn ergieng, traten Stadt und Land opferfreudig ein, um ihn Schaffhausen zu erhalten.

Er war ein Mann von festem Charakter, von lauterer Gesinnung und unbestechlicher Wahrhaftigkeit, ein Verstandesmensch und scharfer Kritiker von allzeit präsentem Wissen und überlegener Schlagfertigkeit, doch nicht ohne Regungen eines tiefen Gemütes. Seinen Freunden diente er mit wahrhaft edler Hingabe. Die eifrigen und talentvollen Schüler hatten ihm mächtige Förderung zu verdanken; in guter Gesellschaft konnte er ausnehmend heiter und gesprächig sein; an seiner Gattin hieng er mit zärtlicher Liebe, und in der Wohnstube fesselte er die Kinder durch eine unvergleichliche Erzählungskunst. An langen Winterabenden sammelten sie sich mit der Mutter und der spinnenden Magd um seinen Stuhl, und sie konnten sich nicht satt hören, wie er ihnen in der reinen Sprache, deren er sich stets befliss, den Zauber der deutschen Sagen- und Märchenwelt erschloss.

Seine um ein paar Jahre ältere Lebensgefährtin, Johanna Barbara Kirchhofer, hatte er sich aus einer Schaffhauser Familie gewählt. Sie war eine ausgezeichnete Frau, einfach sicher gebildet, feinsinnig und herzensgut, fromm und fröhlich. Wie sie ihren Gatten mit sanfter Hingabe zu leiten und zu befriedigen verstand, so erzog sie die Kinder mit Umsicht und liebevoller Sorgfalt. Auf einem kleinen Bildchen erscheint sie neben dem alternden Gemahl noch wohl erhalten; sie trägt ein schlichtes weisses Häubchen; aus ihren

Zügen erkennt man die Reinheit und Milde ihres Wesens. Der Mann nannte sie seine „gute Jeannette“, „die Herzogin seiner Seele“.

Diesem Ehepaar wurden sieben Kinder geschenkt, von denen indes nur drei, eine Tochter und zwei Söhne, die Eltern überlebten. Der jüngere dieser Söhne, das sechste Kind, geboren am 23. September 1837 im Hause zur Hoffnungsburg am Herrenacker, war unser **Ernst,** mit dem Beinamen Wilhelm. Mancherlei Gaben sind diesem Sohne in die Wiege gelegt worden: vom Vater die Richtung auf die Wissenschaft und das feine sprachliche Formgefühl, der klare Kopf und das lebhafte, leicht reizbare Temperament, von der Mutter die heitere Grundstimmung des Gemütes und die Herzensgüte. Vielleicht wirkten auch die Grosseltern von väterlicher Seite mit ihrem Segen nach. Der Pastor Wilhelm Leberecht und seine erste Frau, Charlotte Bielitz, waren ein frohmütiges Paar gewesen, und wenn es bisweilen geschehen soll, dass physische oder geistige Eigentümlichkeiten erst in der zweiten Generation sich wieder zeigen, so mag dem Enkel in Schaffhausen das herrliche Geschenk Humor aus dem sächsischen Pfarrhause überliefert worden sein[1]).

II.
STUDIENGANG.

Schaffhausen.

Der Knabe wuchs in bescheidener, bürgerlich geordneter Umgebung auf. Der Vater gab die geistige Anregung, soweit Beruf und literarische Arbeit Musse liessen; die Mutter leitete die Erziehung, die, wie uns versichert wird, bei ihm nicht sonderliche Mühe machte. Seine ältern Geschwister wirkten jedes in seiner Weise auf ihn ein. Der ihm zunächst stehende Bruder Max, der noch am Leben ist, hatte Kunstsinn und dramatisches Talent. Arnold, der früh verstorbene Liebling der Mutter, war eine fromme, zarte Seele von ungewöhnlicher Tiefe der Empfindung, der ebenfalls vorzeitig dahingeraffte Karl eine ernste, gründliche Natur, und die Schwester Ottilie ein Mädchen von scharfem Verstande und kluger Überlegenheit. Junge Sprösslinge aus der weitläufigen, bis nach Stuttgart hinaus verzweigten Kirchhofer'schen Verwandtschaft schlossen sich dem Götzinger'schen Kreise an, und ein unverheiratet gebliebener Onkel Konrad, der das Amt des Stadtkassiers verwaltete, erschien täglich im Hause, um mit rührender Treue sich nach dem Befinden seiner Schwester und ihrer Angehörigen zu erkundigen. Der sorgsam von der Mutter gepflegte kleinstädtisch herzliche, gesunde und ehrenfeste Familiensinn erfasste schon den Knaben und blieb auch im Manne lebendig bis an sein Ende. Sonst wissen wir wenig von seiner frühern

[1]) Als eine frohmütige, dichterisch angelegte Frau wird auch die Grossmutter mütterlicherseits, Maria Ursula Kirchhofer, geb. Frey († 1850), geschildert.

Jugendzeit. Er war immer aufgeräumt, redselig, voll drolliger Einfälle und Geschichten und dabei ein leidlich hübscher Junge mit blondem Haar und hellen Augen, die einer Hausfreundin „wie-n-e Sünneli“ erschienen.

Es verstand sich von selbst, dass Ernst nach den Elementarkursen in das Gymnasium übertrat und stufenweise (von 1847 an) alle Klassen der Realschule und der Gelehrtenschule, oder — wie man seit einer Umgestaltung des Jahres 1851 sagte — des untern und des obern Gymnasiums durchlief. Seinen Vater konnte er nicht mehr als Lehrer haben, und für dessen Nachfolger, Ludwig Frauer aus Saulgau, empfand er, wie es scheint, nur wenig Sympathie. Aber ein so ausgezeichneter Philologe, wie Robert Adolf Morstadt von Karlsruhe, führte ihn in die klassischen Sprachen ein, und der junge Rechtshistoriker Karl Gustav Adolf Knies, der nur allzubald wieder von Schaffhausen schied, begeisterte ihn für die Geschichte. Zu Hause hatte er an den Arbeiten des Vaters mit Kopien und Korrespondenzen teilzunehmen; da gewann er einen Einblick in die Leiden und Freuden der wissenschaftlichen Tätigkeit, in die Geheimnisse einer reichen germanistischen Bibliothek und in einen ausgebreiteten Verkehr mit Buchhändlern und Gelehrten. Nebenbei übte er seine körperlichen Kräfte. Er gehörte sechs Jahre lang dem schon im vorigen Jahrhundert gegründeten „Kadetteninstitut des eidgenössischen Standes Schaffhausen“ an, freute sich der Ausmärsche nach Stein oder Andelfingen und brachte es bis zum Range eines Oberlieutenants, so dass die Direktion bei seinem Austritt die Hoffnung hegen konnte, er werde „im reifern Alter mit der erworbenen Militärkenntnis dem Vaterlande als ein ächter Eidsgenosse“ dienen.

Wie er im Gymnasium allmählich vorwärts schritt und reifer wurde, erkennt man aus einer Reihe seiner Briefe, die durch pietätvolle Hände bis zum Jahre 1848 zurück erhalten worden sind[1]). Anfangs zeigen Schrift und Anlage noch schülerhafte Formen. Er gesteht etwa seiner Schwester, er hätte ihr schon längst gern geschrieben, er habe aber keinen Anfang und kein Ende gefunden. Er drückt seine Freude aus über ein schönes Messer, das ihm der Vater schenkte, und über ein Zweiguldenstück, das er vom Gemahl seiner Patin, dem Pfarrer Frank aus Langental, „zum Herbst“ erhielt, damit er Pulver kaufen könne; oder er meldet seiner Cousine Charlotte Kirchhofer in Stuttgart während der Badischen Wirren im Sommer 1849, da Schaffhausen zum Jubel der Jugend von Soldaten wimmelte, den bevorstehenden Besuch des „hochweltberühmten Generals Dufour“. Dann wird die Schrift aufrecht, der Inhalt wächst, und schon treibt der Schalk zwischen den Zeilen sein neckisches Spiel. Eingehend berichtet er im Jahre 1850 von einem Aufenthalt in Pfävers, wo er seinem Vater Gesellschaft leisten durfte, und von einem Besuche in Fideris, das „seiner Unreinlichkeit wegen“ vielleicht eines der berühmtesten Bäder sei. Seine abwesende Schwester redet er gelegentlich als „vielvermisste, allerseits andächtigste“ an und unterhält sie mit einem Ausflug nach der Reichenau, an welchem sich der mit dem Vater befreundete Pfarrer Mörikofer in Gottlieben beteiligte. Sie hatten in Ermatingen lange auf ein Boot zu warten; endlich erschien ein Schiffer „mit einem ganz jungen Mägd-

---

[1]) Briefe und anderes Material haben Frau Prof. Ottilie Hug-Götzinger in Zürich, Frau Charlotte Meyer-Kirchhofer in Haigerloch, Frau Bürke-Müller in St. Gallen, sowie die Herren Max Götzinger in Basel, Dr. Wilhelm Götzinger in St. Gallen, Pfarrer Gottlob Kirchhofer in Schaffhausen, Dr. Hermann Wartmann in St. Gallen und Prof. Dr. Bäbler in Arau dem Verfasser dieses Lebensbildes zur Verfügung gestellt. Es sei ihnen für ihr gütiges Vertrauen aufs freundlichste gedankt.

lein, das aber nicht die Bleichsucht hatte, wie Du", und er brachte die Gesellschaft bei stürmischem Wetter glücklich hinüber und zurück. Am freiesten ergeht er sich gegenüber seinem „teuren herzallerliebsten Lottchen", dem er eine schwärmerische Verehrung widmet. Er dankt gewissenhaft für die artigen Geschenke, mit denen ihn das zur Jungfrau erblühte Schaffhauser Kind aus der schwäbischen Residenz erfreut, so für die „Prachtweste", die sie im April 1854 zur Konfirmation gesandt und die ihm „wie angegossen" passt. Er versieht sie seinerseits mit Neuigkeiten aus Schaffhausen und erzählt ihr, wie am 10. Dezember 1854 der neue Diakon Schenkel eingesegnet worden sei. „Ein Herr Pfarrer Kirchhofer aus Neunkirch hatte eine unübertreffliche Predigt, und ich muss nur bedauern, dass er nicht Prediger in der Stadt ist. Die Geistlichkeit in Ornat zog miteinander von einer Seite her in die Kirche; es wurde mir angst und bange vor so vielen schwarzen Menschen. Bald darauf zog zu einer andern Türe herein der Stadtrat mit den 7 Deputierten, die ihn gewählt hatten, gefolgt von dem Diener mit dem halb schwarz, halb grün gefärbten Stadtfarbenmantel und einem Scepter in der Hand. Mit diesen kam ein Abgeordneter der hohen Regierung, mit einem Ratsherrnhute und einem Degen an der Seite mit silberner Scheide, wie es eben in einer alten, ehrenwerten Republik Sitte ist. Diese alle zogen den sogenannten Gänsemarsch. Auch Onkel Konrad war dabei. Nach der Predigt erfolgte die Einsegnung und eine Rede des eben erwähnten Abgeordneten." — Im Jahre 1855 nennt er sich als Schüler der obersten Klasse des Gymnasiums schon studiosus philosophiæ. Als solcher gratuliert er, nicht ohne einen Anflug von wehmütiger Entsagung, seiner blonden Cousine zu ihrer Verlobung mit Heinrich Meyer aus Schleitheim, oder vielmehr: er findet, seine Glückwünsche seien überflüssig, da sie ohnehin schon „eine ganze Gelte" Gratulationen erhalten habe. Dann neckt er sie wegen der neuen Mode, die sie eingeführt. „Früher hatten die hohen Herrschaften vor ihren Equipagen entweder ein Paar Schimmel oder ein Paar Füchse oder ein Paar Rappen. Jetzt ist Sitte, einen Schimmel mit einem Rappen aneinander zu spannen. Nur so kann ich mir denken, wie Du einen so schwarzhaarigen, sonst aber ungeheuer schönen Mann zum Manne bekommst." Charlotte blieb auch als Frau Meyer seine gute Freundin, und sie sandte ihm auf Weihnachten 1855 eine Gabe, die das Entzücken des schon längst an die Pfeife gewöhnten Abiturienten und noch auf der Hochschule der Stolz des Burschen war. Er setzte sich sogleich hin, um ihr zu danken, wenngleich ein treues Weib keine Zeit habe, „Briefe von langbeinigen Vettern und derartigem Gewürm zu lesen". „Du edle Frau eines edlen Herzens", schrieb er, „zu Deinen Füssen lege ich nieder den Dank für den famosen Beutel. So oft ich meine Pfeife daraus stopfen werde und den Rauch in die Wolken schicke, will ich gedenken des edlen Geberpaares und will sie überall preisen. Mein Ornat ist damit um ein schönes Stück gefördert worden, und Ihr werdet Euch wundern, wenn ich, an der linken Seite am Rockknopf den Beutel, im Munde die silberbeschlagene Meerschaumpfeife, auf dem Haupte die Cerevismütze und über der Haut den sammtnen Rock, verbrämt auf allen Seiten mit fingerbreiten Schnüren, tragend, in Eure Wohnung trete und dann ganz natürlich in lauter Versen zu Euch spreche."

Inzwischen rückte das sorglose Gymnasialleben seinem Ende zu. Im Frühjahr 1856, mit 19½ Jahren, bestand er das Maturitätsexamen. Er gehörte nicht zu den besten Abiturienten; denn in der letzten Zeit war er, wohl wegen der ungewöhnlich starken körperlichen Entwicklung, hinter einigen seiner Klassengenossen zurückgeblieben. Nach dem vom 3. April datierten Zeugnis errang er für Religion und Philosophie, Lateinisch, Griechisch,

Französisch, Englisch und Hebräisch, Geschichte, Mathematik, Physik und Chemie die zweite Note, „gut“; in der deutschen Sprache und Literatur musste er sich sogar mit einem „ziemlich gut“ begnügen. Das wurmte ihn, wie er nachmals seinen Schülern oft gestanden hat; aber das beschämende und gewiss den Vater tief betrübende Ergebnis brachte in ihm den Entschluss zur Reife, nun erst recht deutsch zu lernen!

Längst hatte er sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, nach Absolvierung des Gymnasiums auf die Universität zu gehen und sich für eine Lehrstelle auszubilden. Auffallenderweise entsprach eine solche Wahl nicht ganz dem Sinne seines Vaters, der ihn wohl lieber in einem kaufmännischen oder technischen Beruf gesehen hätte. Einem sächsischen Freunde schrieb er im Jahre 1854: „Mein Sohn Ernst besucht das hiesige Gymnasium und will leider studieren. Ich sage leider! Nicht dass es ihm an Talent oder Fleiss fehlte; aber ich halte es für einen tüchtigern Beruf, auf andere Weise den Menschen zu nützen, als in dem grossen Pferche der Staatsdienerschaft mit eingeschlossen zu sein; denn darauf läuft ja jetzt alles Studieren hinaus.“ Allein der Sohn beharrte auf seinem Vorhaben und bekannte später in einer seiner kleinen Schriften, dass er eben durch das Beispiel seines Vaters, der sein ganzes Leben und Gemüt der Schule hingegeben, von Kindheit an bewegt worden sei, sich seinem Lehramt „nachzustrecken“.

So wurde denn entschieden, dass er zunächst die Basler Universität beziehen sollte. Es geschah in einer für die Familie schweren Zeit. Das Leiden des Vaters hatte einen unerträglichen Charakter angenommen; nun stellte dieser seine letzte Hoffnung auf die Heilwirkungen des Bades Öynhausen und trat mit der Mutter die Reise nach Westfalen an, um nicht mehr zurückzukehren. Zeitweise löste sich ein äusserer Zusammenhang der Familie beinahe völlig auf. Unter diesen Umständen muss dem Sohne der Abschied nicht leicht gefallen sein. In einer noch lange nachklingenden, ernsten Stimmung verliess er das Elternhaus. Mit seinem Klassengenossen August Bächtold[1]) erreichte er über Waldshut und Säckingen Ende April 1856 den erwählten Sitz der Wissenschaft und betrat ihn mit der naiven Ehrfurcht eines unverdorbenen, vom redlichsten Streben erfüllten Musensohnes.

Basel.

Es sind wohl finanzielle Gründe oder zufällige Äusserungen des Vaters gewesen, die Götzinger veranlasst haben, sich an der theologischen Fakultät zu immatrikulieren; denn trotz der gläubig frommen Richtung, die er unter der Einwirkung seiner Mutter gewonnen hatte und für einmal noch festhielt, dachte er keinen Augenblick an das Studium der Theologie. Als sein Hauptgebiet nahm er die Germanistik in Aussicht, und ohne Frage war es Wilhelm Wackernagel, der alte Freund des Vaters, der ihn in erster Linie nach Basel zog. Aber bevor er sich in eine die Kräfte allzusehr absorbierende Spezialität einliess, wollte er verständigerweise einen möglichst breiten Grund der allgemeinen Bildung legen, und er besuchte nun mit leidenschaftlichem, fast übertriebenem Eifer, 27 bis 30 Stunden in der Woche, die verschiedensten Kollegien, die in der philosophischen und in der theologischen Fakultät geboten wurden. Seine an die Eltern oder an Mitglieder des Verwandtenkreises gerichteten Briefe geben reichlichen Aufschluss über die Anfänge seiner Studienzeit.

[1]) Jetzt Pfarrer in Schaffhausen.

Draussen vor dem Riehener Tor mietete er sich für das erste Semester bei einem ehrsamen Handwerksmanne, Blattmacher Eggmann, ein, der mit Stolz den Philistertitel trug und ihm in einem Gartenhäuschen zwei Zimmer anwies, um die ihn die ganze Welt beneidete[1]). Seinem Vetter Gottlob Kirchhofer[2]), einem Sohne des Antistes Johannes Kirchhofer in Schaffhausen, schrieb er am 14. Mai über die Immatrikulation durch Rektor Stintzing — die 8 Franken kostete, „wozu? das wissen die Götter" — und über die ersten Eindrücke, die er von den Basler Gelehrten empfangen hatte. Mit dem Matrikelbogen, „diesem edeln Papier versehen, bummelten wir zum Dekan der theologischen Fakultät, Professor Hagenbach, um uns in die Fakultät einschreiben zu lassen und bei Gelegenheit wieder 6 Franken zu pumpen. Das ist ein ganz kleines Männlein mit einer ganz feinen Stimme, wie ein Vögelein. Dieses Männlein kann nun aber unglücklicher Weise nicht mit den Leuten sprechen und soll öfters, wenn es ins Alumneum kommt, um dort zu inspizieren, mit den Studenten anfangen übers Wetter zu sprechen. Auf dem Katheder soll es manchmal ein wenig langweilig sein. Dagegen habe ich eine Predigt an Pfingsten bei ihm gehört, wie ich noch keine gehört habe, so eindrucksvoll, gemütlich, geistreich und ins Herz redend. Viele Leute schluchzten laut.

Nachdem mich nun dieses Männlein entlassen hatte mit dem kurzen Wörtlein: Sind Sie vielleicht der Sohn des Herrn Prof. Götzinger? bummelten wir noch zu ein paar Professoren. Hier lautet dann gewöhnlich die eine Minute lange Unterhaltung so: Student: Ich möchte mich einschreiben lassen für Ihr Kolleg. Professor: Wie ist Ihr Name? Student: X. Y. Professor: Wie viele Klassen sind in Ihrem Gymnasium? Student: Sechs. Professor und Student: Leben Sie wohl. Manchmal ist es noch ein wenig kürzer, z. B. bei Stockmeyer.

Nun will ich etwas erzählen von meinen Kollegien. Zuerst höre ich in zwei Stunden bei Stockmeyer den (ersten) Brief Petri, was mich aber nicht sehr anzieht; denn da wird beinahe immer polemisiert. Natürlich sind wir immer in der Einleitung. Ferner höre ich bei Preiswerk hebräische Grammatik und kursorische Lektion des Exodus und Deuteronomion. Dies ist ein grosser, dicker Herr, ausserordentlich gemütlich. Er spricht noch viel langsamer als Herr Helfer Schenkel. Sein Hebräisch ist ausgezeichnet anziehend und keineswegs langweilig, wenn man die Grammatik auch schon kennt. Beim kursorischen Lesen übersetzt jeder — es sind 8 — einen Vers. Er fragt dann nach den grammatischen Formen und erklärt sie. Doch geht alles nach der Grammatik des Gesenius, auf die immer verwiesen wird.... Das sind im ganzen sechs Stunden. Jede kostet 3 Franken im Semester.

Jetzt kommen die Philosophen, die das Doppelte kosten. Da ist zuerst zu nennen Gerlach, bei dem ich lateinische Disputier- und Interpretierübungen in einer Stunde nehme. Sie haben aber noch nicht begonnen und ich kann deshalb nicht aus Erfahrung sprechen. Wir disputieren über ein Stück des Plautus. Gerlach soll ein ungeheurer Grobian sein. — Bei Professor Vischer höre ich drei Stunden den Prometheus des Äschylos. Er ist eben ein trockener Philologe, gelehrt, aber nicht lebendig. Man muss die Leute nehmen, wie sie sind. Auch haben wir ein philologisches Kränzchen, wo wir etwas vom Plutarch oder dergleichen lesen werden. — Bei Professor Steffensen höre ich vier Stunden Geschichte der alten Philosophie. Dies ist mir wie fast allen das liebste. Eine solche Frische und

---

[1]) Vom zweiten Semester an wohnte er bei Frau Merian „am Bäumle", um der Universität näher zu sein. — [2]) Jetzt ebenfalls Pfarrer in Schaffhausen.

Lebendigkeit des Vortrags, verbunden mit der grössten Verständlichkeit, ist mir noch nie vorgekommen. — Von Professor Wackernagel, bei dem ich in sieben Stunden Literaturgeschichte, Stilistik und Walther von der Vogelweide höre, kann ich nur wiederholen, dass, was er spricht, ausserordentlich inhaltsreich und anziehend ist, dagegen sein Vortrag schleppend und tönend. Er liest alles aus seinem Kollegienheft heraus. — Bei Professor Floto höre ich neuere Geschichte. Die Art, wie er sie vorträgt, ist gut, sowie seine Kritik, dagegen sein Vortrag miserabel. —

Das werden sie sein. Komm nun selbst und höre, wie die Leute Dir behagen."

In ähnlicher Weise urteilte er einige Tage später in einem Briefe an seine Eltern in Öynhausen. Er rühmte die freundliche und rücksichtsvolle Aufnahme, die er bei Wackernagel und seiner Frau, „nichts weniger als einer vornehmen Dame", gefunden habe, pries aber wiederum vor allen andern Lehrern den Philosophen Karl Steffensen: sein Vortrag, die Art, wie er den Stoff behandle und seine ganze Persönlichkeit reisse alle Zuhörer hin. So wurde auch er schon in den ersten Wochen seines akademischen Lebens von diesem gewaltigen norddeutschen Denker ergriffen, der vom Standpunkte eines spekulativen Idealismus mit furchtloser Schärfe in die Tiefen der Geisteswelt eindrang und nach dem Urteil aller seiner Schüler die studierende Jugend mit wunderbarer Macht und Beredsamkeit in den lebendigen Strom des menschlichen Suchens und Erkennens zu versetzen wusste.

Auch in den folgenden zwei Semestern besuchte Götzinger die Vorträge Steffensens, so dass er eine Übersicht über die Geschichte der Philosophie durch alle Epochen bis zur neuern Zeit gewann. Dann setzte er seine hebräischen Übungen bei Preiswerk fort. „Sehr fleissig und mit erfreulicher Teilnahme" — wie die bekannte Bestätigungsformel lautet — stellte er sich bei Wilhelm Vischer zu griechischer Literaturgeschichte und zu Erklärungen des Aristophanes oder Pindar ein. Er liess sich auch bei Karl Ludwig Roth für römische Autoren inscribieren und hörte unverdrossen, neben einigen Kollegien des jungen Germanisten Max Rieger, die philologischen oder literarhistorischen Vorlesungen Wackernagels. Der letztere, der in seiner Wissenschaft so „wuchtig und fast unerlernbar" war, zog ihn doch immer stärker an. Seine „germanischen Altertümer" (im Wintersemester 1856/57) nannte er ein herrliches Kolleg, und das ganze Wesen des feinen, zähen, unendlich tätigen Gelehrten hat sich ihm tief eingeprägt. In einem Nachruf, den er dem verstorbenen Lehrer im Jahre 1870 widmete, erklärte er unumwunden, kein anderer Schüler oder Nachfolger der beiden Grimm habe es ihm an umfassendem Wissen im Gebiet der deutschen Sprach- und Literaturgeschichte von der ältesten Zeit bis in die neueste, an einer daneben hergehenden ausgebreiteten Kenntnis der antiken Literaturen und Sprachen, an eingehendster Sorgfalt im Kleinen und weitem Blicke im Grossen gleich getan. Mit Hochachtung schaute er an den Mann hinauf, der sich, wie man ihm in Basel erzählte, aus grosser Dürftigkeit emporgerungen hatte.

Nach den uns vorliegenden Berichten darf gesagt werden, dass Götzinger während seines Aufenthaltes in Basel mit redlicher Anstrengung sich bemühte, die gebotenen Gelegenheiten zu wissenschaftlicher Förderung auszubeuten. Er wollte möglichst viel gewinnen und nach allen Seiten seinen Horizont erweitern. Im dritten Semester dehnte er seine Studien auch auf die italienische Sprache aus, und einmal belegte er bei Reber eine Vorlesung über vaterländische Geschichte. Ereignisse in der Familie trugen dazu bei, ihn für längere Zeit in ernster Richtung zu erhalten. Im Juni 1856 starb jener treue Onkel Konrad, der eine

Stütze der Mutter und eine allzeit willkommene Erscheinung im Götzinger'schen Hause gewesen war. Der Neffe empfand bittern Schmerz über seinen Hinschied und liess sich nicht abhalten, nach Schaffhausen zu eilen, um dem bescheidenen und herzensguten Manne die letzte Ehre zu erweisen. Er vergass ihn nie und gedachte seiner mit warmen Worten noch in einem der letzten Vorträge, die er in unserm Historischen Verein gehalten hat. — Einen Monat nach dem Tode des Oheims wurde er von der Mutter nach Öynhausen an das Sterbebett des Vaters gerufen. Er traf ihn nicht mehr am Leben und konnte ihn nur noch zum Grabe begleiten. „Der Herr hat ihn von seinen unendlichen Leiden erlöst", schrieb er nach Stuttgart, „und ihm Ruhe gegeben, die wir ihm gewiss gönnen dürfen. Auch mussten wir erfahren, dass der Schutz des Herrn mächtig ist bei den Schwachen. Die teure Mutter hatte vier Tage und Nächte hindurch die Kleider nicht abgelegt und war doch frisch und gesund. Sie hat dem seligen Vater unendlich viel Liebes erwiesen, wofür ihr einst droben vergolten werden wird." Man versteht, dass der Sohn bei aller Wehmut den Verstorbenen glücklich schätzen musste und dass er seiner Mutter die Erleichterung gönnen mochte, die ihr nach jahrelanger, aufopfernder Hingabe geworden war.

Mit der Elastizität der Jugend entwand sich indes der Basler Student den schmerzlichen Eindrücken dieser Todesfälle. Um nicht isoliert zu bleiben, war er bereits der Neu-Zofingia beigetreten, deren Mitglieder in Basel, wie er an die besorgte Mutter schrieb, „ohne Ausnahme recht hübsche Leute" waren, und der hoch aufgeschossene „Moloch" genoss mit seinen Freunden in reinen Zügen die gesellige Lust der akademischen Jugend. Es herrschte — unter dem Präsidium von Flavian Bislin aus Pfävers — ein frischer und fröhlicher, solider und patriotischer Geist in diesem Kreise. Als die Verwicklung mit Preussen wegen der Neuenburger Wirren gegen das Ende des Jahres 1856 einen bedrohlichen Charakter annahm, gründeten die Zofinger mit andern Studenten eine akademische Legion, die sich von Dufour inspizieren liess und sich dem Vaterlande zur Verfügung stellte. Glücklicherweise musste ihre und des ganzen Schweizervolkes Entschlossenheit nicht die Probe bestehen. Aber es war ihnen Ernst bei ihren militärischen Übungen auf den Wällen oder auf dem Münsterplatz, und Götzinger, der „in blauem Kaput, mit Säbel, Patrontasche, Habersack und einem neun Pfund schweren Gewehr" täglich vier Stunden „flott" exercierte, zeigte sich sehr aufgebracht, als seine damals in Vevey weilenden Geschwister über seinen Eifer spotteten: „Schande und Schmach über euch! Wer sollte denn daheim bleiben hinterm Ofen, wenn alles sich erhebt! . . . Mit dem Bajonnet hätten wir das infame Preussenvolk angegriffen!" Doch hatte er nichts gegen die Herstellung des „goldenen Friedens" einzuwenden, der ihm gestattete, im Januar 1857 die ruhige Arbeit wieder aufzunehmen. — Freundschaftlichen Verkehr fand er auch im Hause des liebenswürdigen Professors Roth; er wurde dort wie ein Familienglied betrachtet, und mit seinem Sohne Wilhelm Roth, einem in gleichem Alter stehenden Orientalisten von seltenen Geistesgaben und goldenem Charakter, schloss er eine innige Gemeinschaft, die für seine weitere Entwicklung ein wahrer Segen wurde. Gern nahm er an gemeinsamen Ausflügen von Vereinsgenossen und andern Freunden teil; denn das Wandern war seine Lust, wie es die des Pastors von Neustadt gewesen war. Er lernte die Umgebung von Basel bis zum Jura hinauf und zum Schwarzwald hinüber gründlich kennen. Doch trug er Sorge, über dem Vergnügen nicht seine Pflichten zu versäumen. Am Auffahrtstage des Jahres 1857 bestieg er in der Morgenfrühe mit glücklichen Kameraden die Bölchenfluh, freute sich des Sonnenaufgangs und der weiten Rundsicht und nahm noch

gleichen Tages den Rückweg über Waldenburg „durch wild-romantische Täler und Schluchten". Die folgenden Sommerferien eröffnete er mit einer grössern Schweizerreise. Er besuchte zuerst seinen Bruder Max in Aubonne, der dort als Uhrmacher arbeitete. Dann wanderte er in weiter Runde durch das Berner und Bündner Oberland, in die Via mala hinein, und über Chur und Glarus nach Schaffhausen. Unter seinen Begleitern befand sich Joh. Jakob Bäbler aus Glarus[1]), den er in der Basler Zofingia zum Freunde gewonnen hatte. Schon von Trons aus berichtete er seiner in allen Nöten vertrauten Schwester, das Berner Oberland, wo man gar keine ehrlichen Menschen mehr finde, habe so unverschämte Anforderungen an ihren Beutel gestellt, dass sie „auf dem Hund" seien und von einer geplanten Ausdehnung der Reise nach dem Engadin Umgang nehmen müssten. „Hosen, Rock und Schuhe sind natürlich zerrissen; die letztern gehen alsbald zu Grunde, und ich habe kein Geld für neue. Bitte deshalb mir die Schuhe von Onkel (nach Glarus) zu schicken, welche da sind von Bocks- und Juchtenleder, geräuchert wie ein Schinken." Die jungen Reisenden überwanden alle hemmenden Schranken mit dem heitern Gleichmut gesunder Musensöhne. Im gastfreundlichen Chur lebten sie für einige Tage bei guten Freunden auf lateinischer Zehrung; in Glarus stellte die Mutter Bäbler mit Nadel und Faden ihre schadhaften Äusserlichkeiten her, und so kam „Ernestus, Tourist zu Fuss", nachdem er die herrlichsten Gegenden der Schweiz geschaut hatte, wieder in seine Vaterstadt. — Einen Monat später, Mitte August 1857, reiste er nach Zofingen zum Zentralfest, das von Wilhelm Roth eröffnet wurde und „charmant" verlief — bloss die Ausgaben dachte sich die Mutter weniger hoch, als sie „scheint's" waren. Dann kam er noch einmal nach Basel, um das Semester abzuschliessen. Er verriet übrigens seiner Schwester, dass das Festleben noch einige Tage nachwirkte. Aus andern Sektionen kamen Studenten auf Besuch, mit denen man durch das Land ziehen und auf alle Türme steigen musste. „Unter andern gelehrten und geehrten Herrschaften war bei uns der Sohn des Jeremias Gotthelf, unser jetziger Zentralpräses, ein ganz origineller Kerl, widerspricht sich sechsmal in der Minute, dabei sehr liebenswürdig, ein echter Israelit, an dem kein Falsch ist. . . . Jetzt bin ich frei und schaffe wie ein Ochs. . . . Spätestens am 25. oder 26. September aber schiebe ich von hier fort."

Sein Plan war, noch eine oder zwei deutsche Universitäten zu besuchen; denn er wollte nicht allzulange an einem und demselben Ort verweilen. Er hielt auch später dafür, ein Student, zumal ein schweizerischer, sollte verschiedene Hochschulen kennen lernen, um einen umfassenderen Blick in wissenschaftlichen Dingen zu gewinnen und seine Anschauungen über Länder und Menschen zu erweitern.

Zunächst nahm er auf den Rat der Professoren Roth und Vischer die rheinpreussische Universität in Aussicht.

Bonn.

An einem trüben Oktobermorgen des Jahres 1857 brach eine ganze Schar von Studenten in Basel auf, um mit der badischen Bahn nordwärts nach irgend einem deutschen Musensitz zu fahren. Sie waren trotz des an die Wagenfenster schlagenden Regens guter Dinge und „erfüllten die Gegend im Umkreis von zwei Stunden mit ihren herzzerreissenden Melodien". Wilhelm Roth stieg schon in Karlsruhe aus. Götzinger und Bäbler aber,

[1]) Jetzt Professor an der Kantonsschule in Arau.

die beide nach der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität strebten, machten den ersten Halt in Heidelberg. Dort wollten sie sich das berühmte Fass und das kurfürstliche Schloss, „wirklich eine feine Ruine und prachtvoll gelegen“, nicht entgehen lassen. Dann sahen sie Frankfurt im Sonntagsschmuck und suchten das Goethehaus, die Gemäldesammlung im Städelschen Institut und den Römer auf. In Mainz, das ihnen „gegen Frankfurt gehalten als eine schmutzige Stadt ohne Merkwürdigkeiten“ erschien, bestiegen sie das Dampfboot, um die Herrlichkeiten einer Rheinfahrt zu geniessen. Von Koblenz aus besuchten sie den Ehrenbreitstein, „d. h. was die Fremden sehen dürfen; die Hauptsache wird natürlich nicht gezeigt“, und endlich am Mittwoch, den 14. Oktober, gelangten sie nach Bonn. Sie fanden nach langem Suchen Unterkunft im Hause des Silberschmiedes Hörter an der Sterngasse, der jedem der beiden Schweizer um den Preis von 3 Talern 20 Silbergroschen monatlich — nicht eingerechnet 10 Groschen für Bedienung — eine bescheiden ausgestattete „Studentenbude“ überliess.

Der erste Eindruck, den Götzinger von Bonn gewann, war nach seinen brieflichen Berichten an Mutter und Schwester nicht sehr freundlich. Die Studierenden erschienen ihm steif und ungemütlich. „In Basel dachten wir“, schrieb er, „das dortige Studentenleben sei nur ein schwacher Abglanz des Lebens auf andern grössern Universitäten, und die 900 Studenten müssten sich unendlich fidel machen. Gerade umgekehrt! Trotz der 13 Studentenverbindungen ist alles durchaus philisteriös. Alle Fidelität hat sich zurückgezogen auf die Kneiplokale der Verbindungen; nie hört man ein Lied singen.“ Auch an das rein geschäftliche Verhältnis, das seine „Philisterei“ den aufgenommenen Studenten gegenüber einhielt, konnte er sich nur schwer gewöhnen. Der biedere Blattmacher vor dem Riehentor hatte nicht nur redlich für seinen Schaffhauser Pensionär gesorgt, sondern auch jeden Gast, der diesen zu besuchen kam, nach alter löblicher Sitte mit seinem Wein bewirtet. In Bonn kümmerte sich der Hausherr nicht einmal um seinen Namen und liess ihn karg bedienen. Das Leben war teurer als in Basel, auch wenn er für sein Mittagsmahl in einem Speisehaus nur 5 Groschen ausgab und sein Abendessen auf Brod, ein Stück Wurst und eine halbe Flasche Bier beschränkte. Dazu kam, dass verschiedene Professoren in den ersten Wochen des offiziellen Semesters noch keine Miene machten, mit ihren Vorlesungen zu beginnen, und dass er infolge dessen eine kostbare Zeit mit „Bummeln, Lesen und Schlafen“ verbringen musste. Endlich hatte er grosse Mühe, auch nur immatrikuliert zu werden, da sein Koffer mit dem Basler Abgangszeugnis längere Zeit auf sich warten liess und der gestrenge preussische Rektor nicht einfach auf sein ehrliches schweizerisches Gesicht vertrauen wollte. Schon musste er leise Andeutungen von polizeilicher Ausweisung vernehmen, als ein warmer Empfehlungsbrief Wilhelm Vischers das Gewissen der Magnifizenz beschwichtigte und die Ankunft der ersehnten Kiste dem peinlichen Provisorium ein Ende machte.

Nach einigen Wochen durfte er indes gestehen, dass es anfange, gemütlicher zu werden. Es hatten sich noch andere Schweizer eingefunden, so der Philologe Charles Morel aus Genf und der Historiker Hermann Wartmann aus St. Gallen („furchtbar fleissig“), mit dem er schon als Gymnasiast bei einer Zusammenkunft von Zürchern, St. Gallern und Schaffhausern in Wintertur bekannt geworden war. Diese von ernstem wissenschaftlichem Streben erfüllten Schweizer vereinigten sich zu einem landsmannschaftlichen Kränzchen, stellten sich jede Woche abwechselnd auf einem ihrer Zimmer ein — „wo man doch sprechen kann, wie und was man will, und auch das Singen nicht verboten ist“ — und teilten mit-

einander die Stunden der Erholung. Sie feierten, als der November kam, in bescheidener Weise das Grütlifest und dachten dabei der fernen Heimat. Der Sonntag, der anfangs „zum Sterben langweilig“ gewesen war, erhielt eine geregelte Verwendung. Morgens trafen sich alle in der Kirche bei einer der zwar nicht anziehend vorgetragenen, aber „tief und wohlausgearbeiteten“ Predigten des Professors Steinmeier. „Nach dem Essen ist längere Bummelei, — etwa nach Poppelsdorf. Dabei pflegt man aber nüchtern zu bleiben, oder höchstens eine Tasse schwarzen Kaffee zu trinken. Dann steigt man wieder einem auf die Bude, wo wir zusammen ein klassisches deutsches Drama lesen, um die deutsche Literatur nicht ganz zu vergessen und zugleich sich im guten Lesen zu üben. Sind wir mit dem Lesen fertig, so wird Bier aufgetischt[1]) und noch ein Stündchen miteinander verplaudert und geraucht und gesungen.“ Auch einige deutsche Philologen: zwei Zangemeister, der Frankfurter Scholl, die Gothaer Richard Schneider und Albert Schumann schlossen sich bisweilen diesem Kreise an. Schumann — jetzt in Arau — war zu grosser Freude Götzingers ebenfalls ein Germanist; mit ihm las er „allerhand deutsche Schriftsteller und Dichter des Mittelalters, ein hier sehr spärlich gepflegtes Studium“. Solch gemeinsame Arbeit gab frische geistige Impulse und mehrte den allgemeinen Bildungsschatz.

Die Vorlesungen waren inzwischen, bis zum 16. November, in vollen Gang gekommen. Während zweier Semester hörte nun Götzinger die Berühmtheiten jener Jahre: für klassische Philologie und Altertumskunde Friedrich Wilhelm Ritschl, Otto Jahn und Friedrich Gottlieb Welcker, für Philosophie und Pädagogik Christian August Brandis, für deutsche Rechtsgeschichte Ferdinand Walter, für romanische Sprachen Friedrich Diez. Er fand aber an der rheinischen Universität nicht eigentlich, was er suchte. Es schien ihm, dass die Bonner Philologen sich fast nur mit den Buchstaben und Wörtern der Griechen und Römer beschäftigten und Geschichte und Geist des Altertums als etwas Nebensächliches betrachteten. Sein Sinn war vorwiegend auf den allgemeinen Zusammenhang der geistigen Strömungen älterer und neuerer Zeit gerichtet. Er verwünschte, bisweilen mit komischer Übertreibung, die pedantische „Wortkrämerei“ und besass damals auch nicht die nötige Geduld, um sich auf die Dauer dem spröden Detail eines wissenschaftlichen Betriebes hinzugeben. Aus seiner subjektiven Anlage und seiner bereits entschiedenen Neigung für andere Gebiete erklären sich denn auch einige harte und einseitige Urteile, die er in seinen Briefen über die „weltberühmten Leute“ fallen liess. „Der Hauptkerl Ritschl in seiner Metrik hat über 100 Zuhörer, verlangt aber, dass man sich eben mit nichts anderem abgebe, als mit Latein und Griechisch, weil er selbst nichts anderes weiss; dazu habe ich aber mit vielen anderen keine Lust. Ins Seminar gar kommt niemand, der kein Genie ist und auf jemand anders als Ritschl schwört. Jahn liest Sophokles' Elektra, d. h. Einleitung, denn ich will nicht behaupten, dass er trotz seiner vier wöchentlichen Stunden noch zum Text kommt. Er ist zwar sehr gelehrt, aber ganz skandalös breit; wenn er von Sophokles spricht, so kommt er auf dessen Vater, der eine Waffenfabrik hatte, dann auf die Waffen, auf das Eisen, die Bergwerke, kurz, er kommt nirgends hin. Welcker mit seinem Hesiod ist alt und langweilig; anstatt die Ausgaben des Hesiod anzugeben, giebt er die Namen derer, die ihn herausgeben wollten, aber nicht dazu kamen.“ Nicht besser war seine Meinung über Simrock, dem er übrigens geflissentlich auswich. „Man macht die Erfahrung, dass Dichter

[1]) In Stiefelgläschen! — nach einer Mitteilung Bäblers.

gewöhnlich schlechte Dozenten sind, deswegen höre ich nichts bei Simrock, der die deutsche Professur hat, jetzt ein ganz kleines Kolleg. Er hat immer Kleister im Munde und läuft alle Augenblicke Gefahr, während des Vortrages einzuschlafen. Er liest so schlecht, als in Schaffhausen die achtjährigen Mädchen auf dem Eckstein. So hilft alle Gelehrsamkeit nichts. Ich bin froh, dass mir Wackernagel keine Empfehlung an ihn mitgegeben hat, sonst müsste ich für 5 Taler ein Privatum hören.“ Weit mehr zogen ihn die rechtshistorischen Vorlesungen und die Persönlichkeit Walters an, der mit Liebe bei seinem Gegenstand verweilte und das Interesse der Zuhörer zu erwecken wusste. Er schilderte ihn seiner Mutter als einen urgelungenen Menschen, der wohl ein Vorfechter der strengen Bonner Katholiken sei, aber ohne Nachteil für seine Gemütlichkeit, Gelehrsamkeit und Freundlichkeit. „Da ich doch gerade im Schreiben bin, so will ich ein Anekdötchen von ihm erzählen. Er ist ein reicher Herr und wohnt vor der Stadt; sein Haus ist nur durch einen Garten getrennt von der Wohnung unsers grössten Philologen Ritschl, der protestantisch getauft ist, aber sich seines Unglaubens rühmt. Sonntag Morgen, während der Kirche, soll er Kolleg lesen. Der fromme Walter nun lässt mitten an seinem Haus statt eines Fensters eine Nische bauen, um ein Bild der Jungfrau Maria hineinzustellen, bei dem Ritschl, wenn er in die Stadt will, vorübergehen müsste. Er lässt also seinem Kollegen durch einen Brief melden, er möchte das Bild der Maria hübsch weglassen. Der Jurist antwortet, der Herr Professor Ritschl möchte die Güte haben, die Gründe seines Begehrens auseinanderzusetzen. Ritschl tut dies aber nicht und droht mit Repressalien. Zuletzt erklärt er ihm nach wiederholten Anfragen, worin diese Repressalien bestehen sollten: Wenn Sie, so schreibt der Philolog dem Juristen, das Bild der Jungfrau Maria vor dem Hause aufstellen, so lasse ich an meinem Hause auch eine Nische bauen und stelle da hinein das Bild der Göttin Venus zum Ärger der ganzen Stadt. — So steht die Nische jetzt leer.“ — Gern hörte er in beiden Semestern auch den Philosophen Brandis, ein „berühmtes, äusserst gemütliches und gelehrtes altes Männchen“, den einzigen für die Studenten wirklich zugänglichen unter den Bonner Koryphäen. Im Winter nahm er teil an seinem feinen Privatissimum über Dantes Göttliche Komödie, und im Sommer belegte er seine Pädagogik, die freilich so ganz philosophisch war, dass man nicht leicht sagen konnte, „ob die Buben, welche man nach den Regeln dieser Philosophie erzieht, Schlingel oder brave Söhnchen werden“. — Endlich liess er sich durch den „alten Diez“ in das Gotische und in die romanische Philologie einführen, las Ulfilas und Camoens und studierte im Sommer 1858 nach seiner Anleitung provençalische Sprache und Literatur. Er musste immer wieder staunen über das gewaltige Wissen dieses Mannes, der — nach einer brieflichen Äusserung Wilhelm Roths — die römische Verlassenschaft auseinanderlas und hübsch in Ordnung hielt. „Dabei ist er aber so unverschämt schüchtern, dass er sich nicht getraut, den Pudel um einen leeren Hörsaal anzuranzen und aufs Katheder zu steigen, sitzt lieber in der Bank..... Jedes Kolleg beginnt er mit dem Satze: Wenn Sie erlauben, so werde ich fortfahren, wo wir stehen geblieben sind, und doch kennt der Mensch eine Unmasse von Sprachen, besonders neuern, von deren Existenz ich bisher noch gar nichts wusste.“

Das war nun doch in Bonn, alles zusammengefasst, eine reiche wissenschaftliche Bewegung, in welche Götzinger hineingezogen wurde, und er suchte darin mit aller Anstrengung fortzukommen. In seinen Briefen finden sich bittere Bemerkungen über die Professoren, welche ohne Rücksicht auf die von den Studenten bezahlten hohen Kollegiengelder die Vor-

lesungen bei jeder Gelegenheit — auch wenn es sich nur um den Kölner Fasching handelte — sistierten und um Neujahr für drei, um Ostern für acht Wochen alles ruhen liessen. Es ist zu allen Zeiten so gewesen, dass ein rechter Student mit seiner jugendlichen Aneignungskraft weit weniger das Bedürfnis nach langen Ferien empfunden hat, als der akademische Lehrer, der für seine wissenschaftlichen Forschungen der überlieferten Freiheiten nicht leicht entbehren kann. Immerhin war es nicht Götzingers Art, sich über solche Unterbrechungen allzusehr zu grämen. Er verwendete die freie Zeit wetteifernd mit seinen Freunden für die philologischen und literarischen Studien, und als nach einem trüben Winter die schöne Jahreszeit wieder in die Lande zog, ergriff ihn unwiderstehlich seine Wanderlust. Die Reisen, die er ausführte, gehören zum Bilde seiner Lehrjahre, so gut als die Kollegien, die er besuchte. Sie trugen zur Ausgestaltung des ganzen Menschen bei; sie stärkten die Kraft des Leibes, mehrten seine Erfahrung, schärften sein Auge und hinterliessen Eindrücke von unvergänglichem Wert, die ihm später zur Belebung des Unterrichts immer wieder zu Gebote standen. Er besuchte die schönsten Punkte am Rhein bis nach Remagen hinauf und durchstreifte wiederholt das Siebengebirge mit seinen Waldungen und Ruinen. In den Ostertagen, als nach dem Abschluss des Semesters die meisten Schweizer wieder fortgezogen waren, reiste er mit dem getreuen Bäbler über Zülpich und Düren nach Achen, um die alte Kaiserstadt mit den mannigfachen Erinnerungen an Karl den Grossen zu sehen. Während der Pfingstferien führte er mit dem Frankfurter Freunde Scholl und einem Theologen Wolf eine grössere Tour nach Trier aus. Sie wählten den Weg durch das Ahrtal und über das geologisch merkwürdige Eifelgebirge, das dem verwöhnten Schweizer freilich nicht den „heiligen Schauer“ abnötigte, von welchem ein Bewohner des flachen Landes ergriffen werden konnte. „Schön ist das Gebirge durchaus nicht“, heisst es in den uns vorliegenden Berichten, „die Wälder selten dicht und gross, wenig Wege, noch weniger Leute; wir mussten einst sechs Stunden laufen, bis wir wieder ein Dorf erreichten. In vielen Dörfern gab es keine Wirtshäuser, ja in einem fanden wir überhaupt keinen Menschen, und wir wurden veranlasst, die Frage aufzuwerfen, ob in diesem öden Lande es nicht Dörfer gebe, von deren Vorhandensein die Behörden gar nichts wissen, weil die Häuser von Steinhaufen schwer zu unterscheiden sind. Mitten drin liegt aber doch ein hübsches Städtchen, Daun, allwo der bekannte Feldmarschall Daun geboren ist[1]). Nach dreitägigem Marsche und einem kurzen Postwagenritt von wegen der zerrissenen Schuhe rumpelten wir in einem königlich preussischen Postwagen mitten durch die Porta nigra in Trier ein, einer uralten Stadt, die unter den Römern weit grösser gewesen war, als jetzt unter dem König von Preussen. Es wohnen da drin Bürger, Wirte, Mönche, Pfaffen, Soldaten und Ladenmädchen, im Ganzen etwa 18,000, also etwas weniger als in Bonn. Die Gegend ist aber von wegen der Mosel recht schön.“ Die Reisenden hielten dann Ausschau nach allen römischen Altertümern in der Stadt und der Umgebung. Sie sahen das Amphitheater, die Thermen, die Igelsäule und vor allem den mächtigsten Überrest der alten Stadtbefestigung: das Torgebäude, durch das sie eingefahren waren. Sie blickten staunend an diesem trotzigen, aus rohen Blöcken aufgeführten Werk empor; doch konnte sich Götzinger nicht enthalten, in einem seiner Briefe die schnurrige Bemerkung einzufügen: „Die Porta nigra ist weiter nichts als verschieden gehauene Steine, die in drei Stockwerken übereinander gelegt sind und deren Bau von den Römern, wie ich hoffe,

[1]) Auf dem hohen Basaltfelsen bei dem Flecken Daun stand wohl das Stammschloss der österreichischen Grafen von Daun; der Sieger von Kollin und Hochkirch wurde aber 1705 in Wien geboren.

mit der grössten Gemütsruhe angefangen und vollendet wurde. Sie hat gerade ebensoviel Löcher, als ich nach Hause gebracht habe in den Strümpfen und den Hosen und im Rock und im Geldsäckel.“ Die Rückreise gieng wieder grösstenteils zu Fuss in kleinern Tagemärschen an den Rhein. Sie fanden das Wandern im lieblichen Moseltal höchst angenehm, da keine Engländer die idyllische Ruhe störten, und sie priesen die damals noch herrschende religiöse Toleranz, als sie im Gasthause eines kleinen Städtchens, in welchem sie abends Herberge suchten, die Beobachtung machen konnten, dass der katholische und der protestantische Geistliche einträchtiglich mit den Pfarrkindern bei einem Schoppen sassen. Am siebenten Tage gelangten sie nach Koblenz, „wo der Fremdenzug hinkommt, also die Gemütlichkeit aufhört“, und am achten Tage (29. Mai) kamen sie auf dem Rhein wiederum nach Bonn. Der ganze Ausflug hatte nur 14 preussische Taler gekostet, „einschliesslich verschiedene Flaschen Ahr- und Moselwein, wie noch kein einziger St. Galler sie getrunken hat.“

Die heissen Sommertage, die im Juni folgten, waren nach eigenem Geständnis Götzingers dem Studium nicht sehr förderlich und bereiteten ihm für einige Zeit körperliches Unbehagen. Rasch aber gieng das Semester, in welchem er eine beschränkte Zahl von Vorlesungen bei Jahn, Walter, Diez und Brandis hörte, seinem Ende entgegen. Inzwischen korrespondierte er nach allen Seiten mit einem Fleisse, der in dieser Rücksicht bei Studenten wohl selten anzutreffen ist. Er schrieb regelmässig an Mutter und Geschwister, um sie über sein Tun und Treiben auf dem Laufenden zu erhalten und ihnen auch in ernsten oder humoristischen Wendungen die unvermeidlichen Ausgaben zu erklären, die er machen musste; er schickte Briefe an die Kirchhofer'schen Verwandten, an seinen Lehrer Wackernagel, dem er über den Fortgang der Studien Nachricht gab, an Wilhelm Roth in Heidelberg, an Wartmann, der während des Sommers in St. Gallen blieb, und endlich an Onkel Karl Götzinger in Dresden, einen Bruder seines Vaters, der den höchst verständigen Gedanken hatte, seinem immer geldbedürftigen und bisweilen durstigen Neffen von Zeit zu Zeit einen Zehn-Talerschein zu übersenden. Am 10. August 1858 wurden die Vorlesungen geschlossen, und zwei Tage darauf erhielt er gegen eine Gebühr von 4 Talern 24 Groschen — „ein hübsches Exempel, wie die Preussen unverschämt Geld fordern“ — das Abgangszeugnis, in welchem Otto Jahn als Dekan der Fakultät bestätigte, dass der Inhaber seit seiner Immatrikulation am 3. November 1857 sich an der Universität Bonn als Studierender aufgehalten und sich der philosophischen Wissenschaften beflissen habe. Er hatte den Entschluss gefasst, sich noch nach Göttingen zu begeben. Dort durfte er hoffen, im kommenden Semester wieder alte Freunde zu finden, die ihm in Basel oder Bonn besonders lieb geworden waren; dort boten sich ihm günstigere Gelegenheiten für die Pflege der speziellen Germanistik; dort gedachte er auch seine akademischen Studien förmlich abzuschliessen.

Aber es lag nicht in seinem Sinne, auf geradem Wege vom Rhein in das Hannoveranische hinüberzuziehen. Die langen Ferien verlockten ihn zu weitern Wanderungen und zur Ausführung eines Planes, von dem er den Seinigen schon im Laufe des Sommers erst schüchterne, dann immer bestimmtere Andeutungen gemacht hatte. Er wollte quer durch die deutschen Gaue, so viel als möglich zu Fuss, bis in die sächsische Heimat seiner Sippe reisen und sich erst von dort aus nach der Georgia Augusta an der Leine wenden.

Nachdem von Schaffhausen die Zustimmung und der nötige Zehrpfennig eingetroffen waren — denn „brav Gelder muss die Mutter schicken, wenn der Herr Sohn studieren soll“ —, verliess er Bonn am 18. August, fuhr nach Koblenz hinauf, nahm dort das Ränzchen

auf den Rücken, den Stock in die Hand und begann weit ausschreitend seine Wanderung. Wie oft hat er uns und seinen Schülern von dieser Reise erzählt, auf der er „in herrlicher Freiheit“ durch die Lande zog! Er sah das nassauische Gebiet, folgte tagelang im Sonnenbrand dem Lauf der Lahn, dass sie „wuchs durch den Schweiss, der von ihm hineinfloss“, kehrte in Limburg und in Wetzlar, in Giessen und in Marburg zu, genoss mit jugendlichem Entzücken die thüringische Waldespracht und die Rundsicht von der Wartburg, besuchte Freund Schumann in Gotha und gaudierte sich in seinem gastlichen Hause „wie ein Fisch im Wasser“. Dann, nach der Wohltat der lateinischen Zehrung, zog er weiter, schaute fleissig und treuherzig in die Augen manch eines schönen Mädchens, das am Wege stand oder ihm eine kühle Labung bot, trollte sich durch Weimar und durch Jena, „die feinste Musenstadt“, und fand endlich herzliche Aufnahme in Leipzig bei dem Kaufmann Heffter, der eben ein Jahr vorher eine Tochter des erwähnten Oheims Karl in Dresden, Helene Götzinger, zur Frau genommen hatte. Da dünkte es ihn köstlich etwa eine Woche hindurch; denn „Leipzig ist urfein, und der Heffter ist auch fein, und gescheit und fröhlich und wahrhaftig und treu und ehrlich und gemütlich und raucht und rechnet. Und Helene ist ein ganz amüsantes Weibchen geworden, äusserst verliebt in ihren Mann; ja sie sollen sich alle Tage noch viel lieber werden.“ „Lenchen“, so wiederholte er, „ist ein gar zu gemütliches Fräulein; nur findet sie mich etwas ungeschliffen, einen ungezogenen Jungen, und würde mich gern ein Semester hier sehen, damit sie mich dressieren könnte. Das junge Ross ist aber noch zu wild, um sich von jüngern Damen zwingen und bändigen zu lassen.“ Er machte in Leipzig zahlreiche Besuche, so bei dem Verleger des „Dichtersaals“, mit dem er schriftlich schon oft verkehrt hatte, und bei dem Konrektor Eduard Köhler, „einem langen, hageren, totenbleichen, ärmlich gekleideten Manne“, der sich als Schulmann mit der Biographie seines Vaters beschäftigte[1]) und in der Überzeugung von der Unübertrefflichkeit seiner literarischen Arbeiten vollkommen glücklich war.

Hierauf begab sich der unermüdliche Reisende nach Dresden, in die sächsische Schweiz und ins Erzgebirge, um seinen Oheim Karl und verschiedene befreundete Familien zu begrüssen. In gehobener Stimmung schilderte er den harrenden Angehörigen in der Heimat diese weitern Fahrten. Dresden-Neustadt mit den durch Kohlendampf geschwärzten Häusern enttäuschte ihn bei seinem Einzug; aber als er an die Elbe kam, die Brücke überschritt, das rührige Leben auf dem Strom und an den Ufern sah und endlich in einem stattlichen Hause unweit des Zwingers dem „lieben Onkel“ die Hand drücken konnte, gieng ihm das Herz auf. Er fand, dass man sich in der sächsischen Residenz die Zeit weit besser vertreibe als in Leipzig. „Da geht's bald in die herrliche Gemäldegallerie, bald in die Antikensammlung, bald in eine feine Kneipe am Elbufer, bald macht man eine Spritze durch den Plauenschen Grund nach dem herrlichen Tharand; abends geht's ins Bierhaus zur Gesellschaft alter Stammgäste, zu denen Onkel zählt, oder in den sogenannten Grossen Garten, denn das ist sein Lieblingsplatz.“ Während seines Dresdener Aufenthaltes besuchte er auch einen alten Freund seines Vaters, den Theologen und Pädagogen Dr. Christian Heinrich Schumann,[2]) der sich von Annaberg nach der Hauptstadt zurückgezogen hatte: „ein ehrwürdiger

[1]) Diese Biographie Max Wilhelm Götzingers erschien 1859 in zwei Nummern der Vogelschen Zeitschrift „Real- und Bürgerschule“. — [2]) Max Wilhelm Götzinger hatte diesen und andere sächsische Freunde auf seiner Hochzeitreise und dann noch einmal im Oktober 1841 gesehen. Schumann starb schon im Spätjahr 1858.

Mann, vor dem man Respekt bekommt und dem man es gleich beim ersten Wort anhört, dass er nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehört.“ In die sächsische Schweiz begleitete ihn sein Onkel; er führte ihn zuerst nach der „Bastei“, wo soeben, am 1. September, der hundertjährige Geburtstag Wilhelm Leberecht Götzingers bei einem ihm errichteten Denkmal gefeiert worden war, dann nach Hohnstein und endlich zu Wagen, „aber auf Holzwegen“, nach Neustadt. „Da lag denn rings von Hügeln umgeben das freundliche Städtchen, wo der Papa sich als Knabe herumgetummelt, oder vielmehr, wo er, wie mir alte Leute erzählten, mit dem Buch in der Hand unter dem Fenster gesessen hatte, während die Kameraden spielten. Wie wir durchs Städtchen fuhren, grüssten die Leute den Onkel als alten Bekannten; abgestiegen wurde im Gasthof des Bürgermeisters. Dann bekränzten wir des Grossvaters Grab, besahen uns die Kirche, worin das lebensgrosse Ölgemälde des Grossvaters hängt, und machten verschiedene Besuche. Da hatten denn die Neustadter eine grosse Freude, den Sohn des Max zu sehen, der im Pfarrhaus so gut Theater gespielt hatte; denn — hiess es — der alte Herr Pfarrer war ein loyaler Herr, wie's jetzt wenige mehr giebt.“ In den folgenden Tagen passierte er Sebnitz, das ihn an seinen Urgrossvater erinnerte, und sah „die wildesten Teile der sächsischen Schweiz. Weiter gieng's auf die bekannten Merkwürdigkeiten, Prebischtor, Kuhstall, nach Schandau, Königstein, Struppen, ein Dorf, wo der Grossvater geboren ist, nach Pirna und endlich, am 23. September nachts, nach einer Tour von 6 Tagen nach Dresden zurück. Onkel hatte erfahren, dass mein Geburtstag sei, und so überraschte er mich denn am folgenden Morgen früh mit einem schönen Blumenkranz auf einer Torte und drin — doch ich will lieber Schillern zitieren: Und mit einem Kranz von Talern naht die Götterkönigin! . . . Aber die Zeit rückte; und ich wollte noch auf die Leipziger Messe, vorher aber mit meinem vielen Geld in der Tasche ins Erzgebirge, denn nach Göttingen durfte ich kein sächsisches Geld mitbringen, oder wenigstens nicht allzu viel.“ Er fuhr nach Chemnitz, wanderte bis nach Annaberg und nach Buchholz hinauf, wo sein Vater einst im Hause des Kaufmanns Karl Bach Lehrer gewesen war, wurde überall aufs liebenswürdigste empfangen und nahm dann seinen Rückweg gegen Leipzig. In Zwickau stiess er nach einem neunstündigen Marsch unvermutet auf einen entfernten Verwandten aus Schaffhausen. „Ich kam spät an, gieng ins erste beste Gasthaus, das aber sehr nobel aussah, ass etwas, gieng zu Bett, frühstückte und — schrieb mich ins Fremdenbuch. Der Wirt sieht's und fragt: ‚Kennen Sie einen Götzinger aus der Schweiz?‘ — Wenn Sie den Schaffhauser meinen, so bin ich sein Sohn. — ‚Nu, wie geht's der Jeannette?‘ — Aber, Herr Wirt, wer sind Sie denn? — ‚Sagen Sie mir zuerst, wie's der Jeannette geht.‘ — Recht gut, aber wer sind Sie? — ‚Ich bin der Sohn der alten Frau Huber, also Ihr Vetter.‘ Jetzt gieng's an ein Fragen von beiden Seiten. Der Herr Vetter aber schien mir ein lustiger Gesell gewesen zu sein, ist jetzt verheiratet und hat den schönen Gasthof, den er jedoch gern verkaufen möchte. Ich musste nun über Mittag bei ihm bleiben und wieder auf Deine (der Mutter) Gesundheit trinken. Dann entliess er mich zechfrei, und ich kam auf der Eisenbahn nach Werdau und Leipzig, mit einem grossen Vorrat von Länderkenntnis in der Tasche, sogar von Theaterkenntnis, denn in Dresden hatte mich Onkel auch ins Hoftheater geschickt.“

Bei diesen Kreuz- und Querzügen waren aber August und September dahingegangen. Nun strebte er über Halle, Magdeburg und Wolfenbüttel seinem neuen Bestimmungsorte zu.

Göttingen.

In seinem Handkalender für das Jahr 1858 bezeichnete Götzinger den 6. Oktober als den Tag seiner Ankunft in der Hannoveranischen Landesuniversität. Göttingen hatte einen guten Klang für Philologen und Historiker, Juristen und Theologen; es lockte die wissbegierige Jugend aus aller Herren Ländern an, und wenn der neue Ankömmling, nun schon ein bemoostes Haupt, der besten Zuversicht gewesen war, er werde dort auch wieder Schweizer treffen, so hatte er sich zu seiner wahren Freude nicht getäuscht. Der Umgang mit Freunden, die frisch und rein das akademische Leben zu geniessen wussten und zugleich mit ernstem Einsatz ihrer Kräfte den festen Grund zu einer wissenschaftlichen Laufbahn legten, war ihm mehr und mehr Bedürfnis geworden und trug ganz wesentlich zum erfreulichen Erfolge seiner weitern Studien bei. Nun fand er eine ganze Reihe seiner Landsleute, voran wieder Wilhelm Roth und Hermann Wartmann, mit denen er im vertrautesten Verkehr zusammenwuchs. Gemeinsam verbrachten sie die Sonntage; mit gemeinsamer Selbstüberwindung schlürften sie nach ihren Ausflügen den in Göttingen unvermeidlichen Thee; miteinander lasen sie griechische Klassiker, oder italienische und spanische Autoren: Ariost und Calderon; miteinander feierten sie die Weihnacht im Göttinger Universitäts-Waisenhaus und im Gedanken an die fernen Lieben den Übergang ins neue Jahr. Was solche Gesellschaft für ihn zu bedeuten hatte, das empfand auch seine Mutter, die jeden Schritt des Sohnes zugleich mit Vertrauen und mit sorglich feinen Mahnungen begleitete. Als er in einem Briefe Wilhelm Roth und seine ungewöhnlichen Kenntnisse rühmte, antwortete sie ihm: „Es freut mich für Dich, dass Du dieses gelehrte Haus zu Deinen nächsten Freunden zählen darfst, und wenn Du auch nicht gleichen Schritt halten kannst, so ist doch ein emsiges Ringen eine Verwahrung vor unnützem Zeitvertreib, und ich denke, es wird in dem gelehrten Herrn auch ein Herz sitzen, welches hinter jenen vorzüglichen Leistungen nicht zurückbleibt. ... Gott zum Gruss, mein herzlich lieber Ernst und altes Haus!“ Teils im Wintersemester, teils im folgenden Sommer erschienen ausserdem als gute Kameraden die Basler Gottlieb Burckhardt, ein Mediziner, Rudolf Liechtenhan, aus dessen Munde „trockene Witze flossen“, und Wilhelm Vischer, der Jüngere, der „herzlich froh war, Leute zu finden, mit denen er umgehen konnte“, der St. Galler Theologe Johannes Glinz, „ein junges, nettes Bürschchen“, der Bündner Jurist und spätere Regierungsrat Nett, dann wieder der alte Freund aus Gotha, Albert Schumann, und ihnen allen schloss sich gern der Orientalist Eberhard Schrader aus Braunschweig an[1]). Diese jungen Männer standen ohne Ausnahme in höheren Semestern oder hatten sogar, wie Wilhelm Vischer, bereits den Doktorgrad errungen; mit Glücksgütern waren nur wenige gesegnet; sie beschränkten sich auf das bescheidenste Niveau des Lebensunterhaltes und studierten, oft bis in die tiefe Nacht hinein, mit wahrer Leidenschaft.

Während Wartmann und Vischer sich an Georg Waitz, als ihren Meister, hielten, und Roth sich dem berühmten Orientalisten Heinrich Ewald anvertraute, fand Götzinger in Wilhelm Müller den Germanisten, der ihn auf seinem Spezialgebiete weiter führte. Müller, der hochbetagt im Jahre 1890 gestorben ist, stand damals in seiner besten Kraft.

---

[1]) Jetzt Professor in Berlin.

Er war literarisch stark beschäftigt, arbeitete angestrengt an der Fortsetzung seines mittelhochdeutschen Wörterbuches, wirkte aber zugleich gewissenhaft als akademischer Lehrer und nahm sich aufs liebenswürdigste seiner Schüler an. Bei ihm hörte Götzinger im Winter 1858/59 Handschriftenkunde und Diplomatik, im Sommer 1859 historische Grammatik der deutschen Sprache. Das Wichtigste aber war für ihn, dass er in die von Müller geleitete „deutsche Gesellschaft“ aufgenommen wurde und dass er in diesem „Seminar“ selbsttätig und intensiver als je zuvor in die wissenschaftliche Behandlung der sprachlichen und literaturgeschichtlichen Erscheinungen einzutreten hatte. Bei dem jungen Privatdozenten Leo Meyer nahm er auch das Gotische, Altnordische und Angelsächsische auf. Für griechische und römische Altertumskunde belegte er Vorlesungen von Wieseler und Ernst Curtius, und auf den Rat seines Basler Freundes, der ihn drängte, die sprachliche Bildung nach allen Richtungen in solidester Weise zu begründen, nahm er bei dem berühmten Benfey durch zwei Semester hindurch auch einen Sanskritkurs.

Über diesen Studien vergieng die Zeit in Göttingen nur allzu schnell. Die Ferien wurden durch gemeinsame Wanderungen erquicklich ausgefüllt, denn, meinte er einmal mit nicht allzugrossem Respekt vor den Annehmlichkeiten der norddeutschen Musenstadt, ein ununterbrochener Ferienaufenthalt in Göttingen wäre „gleichzustellen einer Kettenhaft“. Im Frühjahr kam er mit Wartmann über Münden nach Kassel und wunderte sich, „wie wohlfeil und nobel zugleich“ sie reisen konnten. Die Pfingstwoche lockte die fröhliche Gesellschaft in das Harzgebirge, auf den Brocken, und von dort aus nach Braunschweig, Hannover („dem Ideal aller langweiligen Residenzen“) und dem alten Hildesheim. Wie gern hat er auf solchen Reisen das Geibel'sche Lied angestimmt: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus, da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus“ — und dann mit seiner starken Stimme die Schlussstrophe gesungen: „O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust! da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust, da singet und jauchzet das Herz im Himmelszelt: wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!“ Die an das Sommersemester sich anschliessenden langen Ferien benutzte er zunächst für eine Fahrt nach Norden hin. Von Schumann und Liechtenhan begleitet, reiste er der Weser entlang, suchte in Öynhausen — zum letzten Mal — die Ruhestätte seines Vaters auf und begab sich dann auf „genialen Leiterwagen und alten Postkarren“ nach Bremen, um für Wartmann die in der Stadtbibliothek liegenden St. Galler Urkunden zu kopieren. Da bog er sich in fünftägiger Arbeit, wie er seinem inzwischen zum Doktor avancierten Freunde scherzend schrieb, fast den Rücken krumm, und er entzifferte beinahe alle Dokumente. Nur eines konnte er nicht lesen; das sei, bemerkte er, eine Aufgabe für einen abgefeimten Spitzbuben von Paläographen und nicht für einen Pfuscher. Kaum war er wieder nach Göttingen, dem „alten Nest“, zurückgekehrt, so traf eine Einladung zur Hochzeit seiner Schwester ein, deren Verlobung mit Dr. Theodor Hug er schon anfangs Juli im Freundeskreise durch Spendung einiger Flaschen Wein — „in Göttingen eine unerhörte Tat“ — gefeiert hatte. Er setzte sich über die Bedenken wegen der grossen Reisekosten hinweg, eilte auf den 26. September nach Schaffhausen und erhöhte in jenen Tagen die Freude der ganzen Familie durch seinen herrlichen Humor. Es wurde ihm ganz „wunderlich“ bei seiner Mutter; denn „man fühlt doppelt, was einem die Heimat ist, wenn man längere Zeit draussen war.“ Auf dem Rückwege überraschte er Bäbler, der nach seinem Abgang von Bonn in Basel promoviert und soeben die Stelle eines Bezirkslehrers in Brugg übernommen hatte. Dort und auf der Habsburg tauschten sie die Erin-

nerungen an gemeinsam genossene glückliche Tage aus. In Basel verkehrte er mit dem Freunde Roth, der sich anschickte, in die akademische Laufbahn einzutreten. Dann musste die ernste Arbeit in Göttingen wieder aufgenommen werden.

Im Wintersemester von 1859/60 liess sich Götzinger, abgesehen von der deutschen Gesellschaft, nur noch für wenige Kollegien einschreiben. Es schien ihm wegen des Examens zweckmässig, bei Professor Leutsch wohl oder übel eine Vorlesung über Aristophanes zu hören und das Hebräische bei Ewald aufzufrischen, der den Pentateuch mit souveräner, die orthodoxen Geister erschreckender Kritik behandelte. Er bereitete sich nun nach dem Vorgang seiner „gelehrtesten und aufgewecktesten" Freunde mit aller Kraft auf einen ehrenhaften Abschluss seiner Studien vor. Rite, d. h. in aller Form, nach schriftlicher und mündlicher Prüfung, wollte er den Doktorhut erwerben. Wohl berührte es ihn im Anfang peinlich, dass er nur wenige von den schweizerischen Genossen der beiden frühern Semester wieder fand,[1]) und dass niemand vorhanden war, der aufrichtiges Interesse an seinem Fach bekundet hätte. „Ich muss der älteste sein", klagte er, „und keiner kümmert sich um meine Philologie, obgleich ich doch jetzt vor dem Examen am ehesten einen Freund nötig hätte, der mich zum Schanzen anspornte, denn es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei. Manchmal kommt auch ein kalter Schauer auf mich herab und ich sehe, wie ich blamiert dastehe — und ich schamrot mich verkrieche in den tiefsten Winkel Europas. Glücklicherweise ist aber mein vielbewunderter und vielgetadelter Leichtsinn das beste Mittel gegen solchen Katzenjammer, und die Zeit rollt auch schnell, dass ich hoffen darf, das Resultat dürfe doch bald fertig stehn, ob ja oder nein." Er überwand den „Examendatterich" und arbeitete getrost an einer Dissertation über die dem Mönche Caedmon zugeschriebenen angelsächsischen Dichtungen, einem Thema, von dem er spottend bemerkte, es dürfte wohl ein glücklich gewähltes sein, da kein einziger der Professoren sich je damit beschäftigt habe. „Gott segne ferners Deine Studien und lasse es Dir in allem wohl gelingen", schrieb die treue Mutter. Um die Neujahrszeit konnte er melden, die Arbeit sei so gut wie abgeschlossen, und anfangs Februar 1860 übersandte er seinem zum Ratschreiber in St. Gallen ernannten Freunde Wartmann die Nachricht: „Die Dissertatz liegt fertig und blank gescheuert im Pulte." Die Fakultät nahm sie ohne weiteres an und setzte seine mündliche Prüfung auf Sonnabend den 25. Februar. Im benachbarten Weende unterhielt er sich an diesem Tage mit einigen Freunden beim Kegelspiel, als er ihnen plötzlich mitteilte, nun müsse er ins Examen gehen. Er bestand hierauf mit unbefangener Tapferkeit das Kreuzfeuer der gestrengen Philologen und wurde „propter egregiam philologiæ antiquæ et literarum germanicarum scientiam" — auf Grund ausgezeichneter Kenntnis in alten Sprachen und germanischer Literatur — zum Doctor philosophiæ erklärt. Daran schloss sich 14 Tage später, am 10. März, noch eine förmliche lateinische Disputation, die man ihm trotz seiner dringenden Vorstellungen nicht erlassen wollte und der er sich nach überlieferter Etiquette in Frack und Zylinder

---

[1]) „Seht, er wiegt den Kopf bedächtig,
Und die Pfeife qualmet mächtig,
Mächtiger als vorher je.
Er gedenkt vergang'ner Stunden,
Wie man treue Freund' gefunden,
Und ob man sie wiederseh'."
(Wartmann. Göttingen, im August 1859.)

unterziehen musste. Er stellte in aller Eile 9 Thesen über grammatische Spezialitäten aus dem lateinischen, romanischen und germanischen Sprachgebiet zusammen, erbat sich Eberhard Schrader und einen andern befreundeten Kommilitonen, C. Grüninger, als Opponenten und leitete in der bestimmten Stunde den feierlichen Akt vor dem hochansehnlichen Dekan, den hochgelehrten Professoren und den lieben Freunden, die erschienen waren, mit wohlgesetzten metrischen Ausführungen über die Verse Caedmons ein. Seine Opponenten erhoben, wie sich erwarten liess, nicht allzu scharfe Einwendungen gegen Dissertation und Thesen; er dankte ihnen und den Professoren für ihre freundschaftliche Bemühung und wohlwollende Gesinnung und wünschte der ehrwürdigen Hochschule ferneres glückliches Gedeihen. Darauf verlieh ihm der Dekan, Ernst Ludwig v. Leutsch, ausdrücklich die höchste Würde der philosophischen Fakultät.

Jetzt hatte Götzinger das ersehnte äussere Ziel der akademischen Studien, das doch in der Regel als eine wahrhafte Bestätigung ernsten Strebens gelten darf, erreicht. Am liebsten wäre er schon am folgenden Tage abgereist. Wie aber die Promotion in allen vorgeschriebenen Formen sich vollzogen hatte, so konnte nun auch der Doktorschmaus nicht übergangen werden. Noch einmal kreiste der Becher in der Runde, und Freund Liechtenhan feierte in köstlichen Versen den „propter egregiam scientiam“ zum Doktor aufgestiegenen Moloch. Der heitere Poet erzählte von ihm, schon als er zur Welt gekommen, habe er den Basen und Tanten, die ihn in der Wiege beguckten, „egregie“ gefallen. In Basel sei der rot-weiss-goldne Fuchs, mit samtnem Flause angetan, einer der fidelsten Brüder gewesen und habe nicht nur „rite“ oder „cum laude“, sondern „egregie“ sein Glas zu leeren verstanden.

„Dann könnt ihr in Germaniens Gauen
Den bummelnd frohen Burschen schauen.
Wo ist in Deutschland eine Strass',
Die nicht sein kühner Fuss durchmass?
Wo eine Kneipe? dort und hier
Wo noch ein unversuchtes Bier?
Doch wo er seine Grüsse bot,
Da ward manch Mägdlein purpurrot,
Und dachte still in sich hinein:
So einen Moloch möcht ich frei'n.
Ich könnt um ihn, weiss Gott! auf Erden
Zur Götzendienerin noch werden.
Ich sagte meinem Schatz ade,
Und küsste ihn egregie.

Doch müsst ihr wissen, nebenher
War nicht sein Schädel weisheitsleer.
Denn als die bittern Tage kamen,
Wo Andre zittern beim Examen,
Rückt' er den Hut aufs rechte Ohr:
Was schert mich der Profaxen Chor!
Ich will im Griechischen und Deutschen
Besiegen Mülleren und Leutschen.

Man hat vorher ihn wenig Stunden
Zu Weende in der Kneip' gefunden.
Und als die Herren scharf ihn plagten
Und in die Kreuz und Quere fragten,
Sah man sie bald zufrieden blicken,
Zu jeder guten Antwort nicken.
Zur Seit' ihm stand die holde Fee,
Denn sieh: er ward egregie!"

Mit glücklichen Gefühlen über das Errungene konnte sich Götzinger wieder nach der Heimat wenden. Aber seine Freude war nicht ungemischt; denn in den letzten Wochen seines Göttinger Aufenthaltes hatte ihn die Nachricht getroffen, dass Wilhelm Roth, der für die höchsten sittlichen und wissenschaftlichen Ideale begeisterte Freund, an dem er mit ganzer Seele hieng, am 8. Februar, nur zwei Monate nach seiner Habilitation, durch einen Typhus dahingerafft worden sei. Wenige Ereignisse in seinem Leben haben ihn so tief ergriffen, wie dieser Todesfall, und er hatte Mühe, seinen Schmerz zu überwinden. „Der Tag seines Lebens ist vollbracht", schrieb er an denjenigen, der der dritte im engeren Göttinger Bunde gewesen war; „Erinnerungen sind uns geblieben. Auf! lasst uns diese in treuem Herzen sammeln, dass er in uns bleibe und wachse und Frucht bringe. So löst sich zuletzt der Schmerz in süsse Wehmut auf. Wir haben viel verloren, aber wir haben auch solches gewonnen, das ewig bleibt und nicht verloren geht, wenn wir es nur zusammenhalten." So wählte er den Rückweg über Basel, trat an das frische Grab des aus der Fülle des aufsteigenden Lebens hinweggerissenen Freundes und erfreute den alternden Vater, der selbst dem Tode nahe war,[1]) durch sein herzlich teilnehmendes Bezeigen. In Schaffhausen traf er seine treue Mutter noch am Leben. Es war nach manchen sorgenvollen Jahren ihre glücklichste Stunde, als sie den am Ziele seiner Lernzeit angelangten Sohn begrüssen konnte. Nach Göttingen hatte sie ihm in ihrem letzten Briefe, um die Zeit seiner Promotion, geschrieben, sie hoffe, der Segen des Herrn möge auf ihm und seinem einstigen Amte ruhen, damit er immer mehr heranreife, um seinen Schülern durch Wort und Wandel vorzuleuchten.

In der Tat: schon war die Rede von der Übernahme eines Amtes. Der junge Gelehrte richtete seine Blicke von Schaffhausen nach St. Gallen, wo sich ihm Aussicht auf eine Lebensstellung bot.

---

[1]) Karl Ludwig Roth starb schon am 16. Juli 1860. Seine Bibliothek wurde für die Vadiana in St. Gallen erworben.

III.

LEBENSARBEIT.

Antritt in St. Gallen.

Bereits im Februar 1860 hatte Wartmann den Göttinger Doktoranden auf eine durch den Rücktritt des Professors Albrecht erledigte Lehrstelle für deutsche Sprache und Geographie an der Kantonsschule in St. Gallen aufmerksam gemacht und ihn ermuntert, seine Anmeldung einzureichen. Mutter und Schwager waren zwar der Ansicht, er sollte sich auf die Dauer noch nicht binden lassen und sich vielmehr nach Frankreich oder England schlagen, um als Hauslehrer pädagogische Erfahrungen zu sammeln und jenseit des deutschen Sprachgebietes ein neues Stück der Welt zu sehen. Sie wiesen auch auf die unsichere Lage der st. gallischen Kantonsschule hin, die damals noch nicht förmlich vom Staate übernommen war, sondern nur auf einem für wenige Jahre zwischen der Stadt St. Gallen, dem evangelischen und dem katholischen Kantonsteil geschlossenen Vertrag beruhte. Allein Götzinger trug kein weiteres Verlangen nach dem Ausland, oder nach den gleissenden, oft höchst zweifelhaften Vorteilen eines Hofmeisteramtes. Mochte auch, vom Vater her, deutsches Blut in seinen Adern rinnen: er hieng mit allen Fasern seines Daseins an seiner eigentlichen Heimat. In Bonn und in Göttingen hatte er sich immer wieder nach dem Schweizerlande und der trauten alamannischen Muttersprache, in der er aufgewachsen war, zurückgesehnt. Rasch überwand er alle ängstlich abwägenden Bedenklichkeiten, die ohnehin niemals seine Sache waren, vertraute seinem guten Stern und bewarb sich um die ausgeschriebene Stelle. „Sie ist so beschaffen“, schrieb er noch von Göttingen aus an seine Mutter, „dass sie mich nicht von meiner Hauptsache, dem Studium der deutschen Sprache, abzieht, und das ist zuletzt das notwendigste, dass ich nicht versimple und zum gemeinen Schulmeister werde, der sein Gewerbe treibt, wie ein Schuhmacher; denn den einen ist die Wissenschaft eine hohe himmlische Göttin, den andern eine tüchtige Kuh, die sie mit Butter versorgt.“ Die Entscheidung verzog sich längere Zeit, da noch fünf andere Bewerber konkurrierten; aber der Kantonsschulrat, dessen geistiges Haupt damals Friedrich Tschudi war, schenkte ihm Vertrauen, mass ihm auch historische Kenntnisse bei und wählte ihn am 5. Mai zum „Professor der deutschen Sprache, der Geschichte und Geographie“. Er dankte der Behörde schriftlich und fügte die Versicherung bei, er werde sich mit allen Kräften bemühen, durch treue Pflichterfüllung nach bestem Gewissen dazu beizutragen, dass sich die auf ihn gefallene Wahl als eine dem Nutzen der Anstalt dienende erweisen werde. Am 14. Mai trat er in den ihm erschlossenen Wirkungskreis. Und wahrlich, weder er noch St. Gallen hatten jemals Ursache, die vollzogene Entscheidung zu bereuen. Für die weitern 36 Jahre seines arbeitsfrohen Lebens ist er der Unsrige geblieben!

Der neue Kantonsschullehrer fühlte sich bald heimisch in St. Gallen, da es ihm an freundschaftlicher Beratung nicht gebrach. Er suchte den Anforderungen, die die Schule auf verschiedenen, seinen bisherigen Studien zum Teil fremden Gebieten an ihn stellte, mit energischem Einsatz seiner jugendlichen Kraft gerecht zu werden. Er lernte in einzelnen Disziplinen frisch vorweg, was er zu lehren hatte; die kleinen Rangen hielt er mit fester, wohl auch derber Hand im Zaum; den grössern Schülern, „mit denen man ein vernünftiges Wort sprechen kann", imponierte er durch Gelehrsamkeit und anregenden Unterricht. Einen Monat nach seinem Antritt berichtete er seiner nach Neuigkeiten verlangenden Mutter in fast übermütiger Laune, er habe es mit etwa 150 jungen Leuten zu tun, „darunter einem aus Uhwiesen[1]; die meisten sind aber aus der Stadt St. Gallen und haben entweder schwarze oder braune, oder blonde oder rote Haare. Ihre Väter sind entweder Landammänner oder Pfarrer oder Bierbrauer oder Schneider und Handschuhmacher; sie werden eingeteilt nach dem Grade der Faulheit und haben es einige darin zu grosser Vehemenz gebracht." Von seinen Kollegen, „d. h. verdolmetscht Mitschulmeistern", konnte er vorerst nur melden, dass einige von ihnen regelmässig des Abends in einem Bierlokal zu treffen seien; von Herrn Tschudi, den er einmal besuchte, dass er sich mit ihm nicht gut unterhalten habe, und von der Lesegesellschaft zum „Trischli", dass sie weniger koste, als das „Museum", aber dafür um so gemütlicher erscheine. Endlich rühmte er seinen Freund Ratschreiber, der altdeutsch oder griechisch mit ihm lese, und seine „Philisterin", Frau Bürke im Karlshof, die ihn mit guter Hausmannskost versorge, an der auch kein Nadelknopf zu viel sei.

Er hatte aber als pädagogischer Neuling doch einige Mühe, sich in den täglichen Zwang eines programmmässigen Unterrichts zu fügen, und die Schulverhältnisse entsprachen auch nicht völlig seinen Wünschen. Die obersten Klassen des Gymnasiums, mit denen er am liebsten und sicher auch am erfolgreichsten gearbeitet hätte, waren ihm damals, bis zum Rücktritt eines ältern Lehrers, Gustav Scherrer, noch nicht übertragen. In den technischen Klassen fühlte er sich durch die unpraktischen Vorschriften über den deutschen Unterricht gehemmt, und die Behörde konnte sich nicht entschliessen, in seine Reformvorschläge — Nibelungenlied, statt Poetik und trockener Literaturgeschichte — einzutreten. Trotzdem bestand er die Probe des ersten Jahres glücklich. Sein Gönner Tschudi bemerkte ihm nach den Prüfungen in einer vertraulichen Zuschrift, es habe ihn in der Seele gefreut, in der Überzeugung bestärkt zu werden, dass er im ganzen seine Stelle vollkommen auszufüllen fähig sei und mit gutem Erfolge und guter Methode gelehrt habe.

Der Boden war gelegt, und der angehende Lehrer konnte um so ruhiger weiter bauen, als sich die Lage der Kantonsschule infolge der gegen das Ende des Jahres 1861 eingeführten neuen Verfassung wesentlich befestigte. Bei dem hochgehenden Parteigetriebe war der Fortbestand der Anstalt eine Zeit lang auf dem Spiele gewesen; nun musste er nicht mehr befürchten, von einem Tag zum andern als ein Opfer politischer Wandlungen und Intriguen weggedrängt zu werden.

In dieser Lage fasste er den raschen Entschluss zur Gründung eines eigenen Hausstandes. Seine herzensgute Mutter, die den Beginn seiner Tätigkeit in St. Gallen mit inniger Freude und hingebender Sorge begleitet hatte, war im August 1860 gestorben. Nun fühlte er sich vereinsamt, und unvermerkt erlauschte Gott Amor den Moment, um sein Herz ge-

[1]) Emil Egli, jetzt Professor der Kirchengeschichte an der Universität Zürich.

fangen zu nehmen. Wohl tauchten bei ihm und seiner Auserwählten, Fräulein Emma Bürke, Bedenken wegen konfessioneller Verschiedenheiten auf; aber er hatte sich im Fortgang seiner akademischen Studien und im Verkehr mit Freunden mannigfaltigster Richtung an weitherzige Auffassung religiöser Dinge gewöhnt; er fand, dass das Christentum über den beiden Konfessionen stehe und erklärte, dass er gesonnen sei, eine christliche, wahrhaft sittliche Verbindung einzugehen, wobei jeder Teil in voller Freiheit seine besondern kirchlichen Bedürfnisse pflegen möge. Am 30. April 1862 fand die Vermählung statt. Auf der Hochzeitreise führte er seine junge Frau nach vertrauten Stätten seiner Studentenzeit: nach Basel, Heidelberg, Mainz, „den wein- und burgenreichen Vater Rhein hinunter", in das Siebengebirge hinein und weiter bis nach Bonn und Köln, dann zurück über Frankfurt und Stuttgart nach St. Gallen, wo Verwandte und Freunde sich mit ihren Gaben einstellten, um den neuen Haushalt erfreulich auszustatten. „Alles in Schule, Staat und Haus steht gut", schrieb er nach seiner Rückkehr an Schwester und Schwager in Schaffhausen; „möge der Friede Gottes nimmer aus dem Hause weichen!" Es wurden ihm im Laufe der Jahre fünf Kinder geschenkt, und die Sorgen eines Familienhauptes blieben ihm nicht erspart. Aber jedes Kind vermehrte seine väterliche Freude, und die gemütliche Befriedigung, die er im häuslichen Kreise fand, bildete die Vorbedingung zur täglich frischen Entfaltung seiner Arbeitskraft.

Wissenschaftliche Arbeiten.

In dem erwähnten vertraulichen Schreiben hatte Friedrich Tschudi dem jungen Lehrer bei aller Anerkennung seines Strebens den dringenden Rat erteilt, „für die ersten paar Jahre seine vielseitigen Privatstudien ganz bei Seite zu setzen, um sich mit ungeteilter Kraft dem eigentlichen Berufstudium, insoweit es sich auf die Schule bezieht, widmen zu können." „Viele Kenntnisse und viele Talente", bemerkte der erfahrene Beobachter, „machen den guten Lehrer noch lange nicht; eine volle Hingebung an seinen Beruf, ein ernstes Erwägen der Mittel, die am sichersten zum Zwecke führen, ein stetes Sichselbstprüfen, ein weises Sammeln und Vergleichen gewonnener Erfahrungen ist unerlässlich."

Götzinger nahm sich diese wohlgemeinten Ermahnungen gewiss zu Herzen, wie er sich denn von Jahr zu Jahr mit immer freierer Sicherheit in seinem beruflichen Wirkungskreis bewegte. Aber er wäre nicht der Nachkomme seiner Vorfahren gewesen, hätte er für längere Zeit auf jede wissenschaftliche und literarische Tätigkeit verzichten wollen, die nicht innerhalb der durch die pädagogischen Rücksichten gezogenen Kreise lag. Als der Buchhändler Hartknoch in Leipzig ihm einmal die Mitteilung machte, dass der Absatz einiger Werke seines Vaters zu wünschen übrig lasse, schrieb er in keckem Selbstgefühl: „Wenn die Verlagsartikel des Alten nicht mehr gehen, so ist es um so mehr an der Zeit, dass der Junge das Seinige auf den Markt wirft. Götzingerisch Blut will geschrieben haben!"

Bereits war in St. Gallen der Boden für eine fruchtbare wissenschaftliche Tätigkeit geebnet. Eben im Dezember 1859 hatte Hermann Wartmann die wissenschaftlichen Fünklein, „welche in der st. gallischen Dämmerung ein mehr oder minder kümmerliches Dasein fristeten", zu kräftigerer Wirksamkeit zusammengeführt und einen „Historisch-philologisch-philosophischen Leseverein" gegründet, der nach kurzer Zeit zum „Historischen Verein" erwuchs. Unmittelbar nach seiner Ankunft in St. Gallen trat Götzinger, wie es sich von selbst verstand, dieser Gesellschaft bei; er stellte sich ihr mit den Ergebnissen seiner Studien zur

Verfügung, und sie bot ihm umgekehrt auch eine schätzbare, nie versagende Stütze für seine Publikationen. Während der ersten Jahre musste er sich freilich in der Ausführung literarischer Arbeiten Zurückhaltung auferlegen: einige kleinere schulgeschichtliche Abhandlungen aus jener Zeit wurden in das „Neue Schweizerische Museum“ aufgenommen. Dann aber, vom Jahre 1865 an, fiel eine Frucht seines rührigen Schaffens nach der andern ab. Dem Präsidenten des Historischen Vereins überreichte er als Angebinde zu seiner Hochzeit eine neue Ausgabe des Kopp'schen und des Murner'schen Kalenders vom Jahre 1527, und gleichzeitig edierte er für die 21., in St. Gallen stattfindende Versammlung der schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft die von Johannes Kessler in lateinischer Sprache verfasste Vita Vadians. Diese Stücke führten ihn auf die zum Teil noch ungehobenen Schätze im Manuskriptenraum der Stadtbibliothek, und da der Historische Verein bereits einige ältere st. gallische Geschichtsquellen in seine „Mitteilungen“ aufgenommen hatte, so wandte er sich den vorhandenen Werken aus der Reformationsepoche zu. In den Jahren 1866—1868 gab er in einem starken Bande die Sabbata, die anmutigen Aufzeichnungen Johannes Kesslers über die Ereignisse der für St. Gallen bewegtesten Dezennien des 16. Jahrhunderts heraus. Zum ersten Mal wurde dieses Werk nach der Originalhandschrift vollständig mitgeteilt und als eine Quelle erschlossen, die nicht nur wertvolle Nachrichten zur Geschichte des Reformationszeitalters in der Schweiz und in Süddeutschland überliefert, sondern auch einen eigenartigen Reiz durch die liebenswürdige Persönlichkeit des Verfassers übt, „der, wenn gleich keiner der kühnsten und mächtigsten, doch gewiss einer der reinsten und edelsten Vorfechter des Evangeliums war“.

An Kessler reihte sich etwa 10 Jahre später Vadian, dessen deutsche historische Schriften — die Chronik der Äbte des Klosters St. Gallen, die tagebuchartigen Aufzeichnungen über die Jahre 1529—1533 und verschiedene andere Stücke — er auf Veranstaltung des Historischen Vereins und mit Unterstützung des Kaufmännischen Direktoriums in drei umfangreichen, trefflich ausgestatteten Bänden 1875—1879 dem Drucke übergeben konnte. Vadian, der gelehrte Humanist und Geschichtschreiber, der besonnene Staatsmann und Reformator, wurde eine seiner Lieblingsgestalten und wuchs ihm tief ins Herz hinein. Die umfassende Bildung und der weite Blick, die Milde und die Kraft, die Reinheit und Wahrheit seiner Persönlichkeit zogen ihn immer wieder an und beschäftigten ihn bis zu den letzten lichten Momenten seines Lebens. Noch 1895 schrieb er im Auftrag des Vereins für Reformationsgeschichte seine Biographie, und er hatte die Freude, diese „in hohem Grade sittliche und vorbildliche Natur“ einem grossen Kreise vorzuführen. Ja erst vor wenigen Wochen, als er bereits im Grabe ruhte, erschien in der Allgemeinen deutschen Biographie sein sorgfältig erwogener Artikel „Joachim von Watt“. Wie nie zuvor wurde durch Götzingers Arbeiten die Bedeutung Vadians auf dem Gebiete der Historiographie gewürdigt. Seine ausführliche Einleitung zu den beiden ersten Bänden der „deutschen historischen Schriften“ ist eine wissenschaftliche Musterleistung, und er durfte sich wohl sagen, es hange „ein gutes Stück Lebenskraft daran“. Er sprach sich über die Entstehung, die Quellen, den Umfang und Geist der Chronik der St. Galler Äbte, über die Kunst und Wärme der Darstellung, über den „edel und mächtig dahinströmenden Fluss der Rede“ des Verfassers aus und gelangte zu dem Resultate, dass Vadian, wie er einer der hervorragendsten Gelehrten der Humanistenzeit und überhaupt ein bedeutender Mensch gewesen ist, „auch als deutscher Geschichtschreiber den ersten Namen seines Jahrhunderts beigezählt werden muss“.

Von Hause aus mit dem feinsten Sprachgefühl begabt, lebte sich Götzinger während dieser Editionsarbeiten vollkommen in die Formen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts ein, und es machte ihm nun Vergnügen, gelegentlich in kleinen Schriften den treuherzigen Chronikstil mit seinem alamannischen Lautstand nachzuahmen. Wer kennt sie nicht, die durch „Emilium Zollikofer“ gedruckten, mit Initialen und wohl auch kleinen „Helgen“ geschmückten gelben Büchlein, die „der Schûlmeister an der latinischen Schûl“ irgend einem lokalgeschichtlichen Gegenstande oder gar einem welthistorischen Ereignis widmete! Den Anfang machte das Büchlein „Von ursprung und herkomen loblicher gesellschafft der geschichtsfründe in Sant Gallen“, in welchem er mit glücklichstem Humor die ersten zehn Jahre des Historischen Vereins, von seiner Gründung durch den „wolkundigen stattschriber“ bis zur schönen Jahresversammlung in Rheinegg, am 28. September 1869, schilderte. Es folgten als weitere Erinnerungen an Tagleistungen des Vereins die Geschichten „Von dem uralten Möttelischloss ob Rorschach“, von den „Herren von Ramswage“, von den „Herren von Rorschach und Rosenberg“ und die „Nüwe Zitung vom alten Schloss zû Mambrechtzhofen“, die „der Rittmeyer, unser loblicher stat witverrûmpter maler“, illustrierte. Im Anschluss an das schweizerische Lehrerfest in Arau, an dem er, im August 1872, persönlich teil nahm, verfasste er das reizende Schriftchen „Von aller Schûlmeister Hochgezite“ und erzählte darin von seinen Erlebnissen und von den Persönlichkeiten, denen er begegnet war, so von dem Landammann Augustin Keller, dessen durchfurchtes Antlitz bezeugte, „dass die pflûgschar des geistes dickmals an im ire scharten gezogen“, und von dem Doktor Bucher, dem „oberschûlmeister an der latinischen schûl zû Luzerne, der uns ein nüw schribung der tütschen sprach empfalch“. Im folgenden Jahr schrieb er „ze frummen, nutz und eer der grusam wunderbarlichen gemeinen gwerb- und kunstbeschouwunge“, d. i. der Weltausstellung, den „Lobspruch der Stat Wien in Osterrich“. Die grösste Verbreitung aber von all den schalkhaften Gelegenheitschriften fand seine „Warhafftige nuwe zittung des jungst vergangnen tutschen kriegs“. Er entwarf sie im Frühjahr 1871, und man liest sie noch heute mit demselben Vergnügen wie vor 25 Jahren; denn mit unvergleichlicher Frische und Anschaulichkeit führt sie die grossen Kämpfe vor, von deren Rückwirkungen auch unser friedliches Land betroffen wurde. Der Chronist erinnert zunächst an den Eindruck, den die Kriegserklärung in St. Gallen machte. Es war an einem schwülen Julitag, „do bekumt mir min swager und sprichet uff offner gassen zû mir: hörstu, daß krieg ist? Do meint ich, er tribe itel schimpf mit mir und luff in die schûl zû den bûben und warent die aber nuntz nutz und stupftend einand und warend wie die hennen denen die hußfrow ein bekkelin korn vorgeworffen. Und do ich fraget: waß hand ir? do rûfftend al mit ein: krieg, schûlmeister, krieg! Do wars so, und ist kum gloublich, wie der krieg so bald uß dem fride erwachsen kunt.“ Dann stellt er den Ausbruch und den ganzen Verlauf des Krieges in einer köstlichen Bilderreihe dar und zeichnet zugleich die Fürsten, Staatsmänner und Feldherren, die auf beiden Seiten im Vordergrunde standen. Es erscheinen der König von Preussen, „ein gar alter frummer und notfester herre“; der Kaiser Napoleon, der nach der Schlacht bei Sedan „uff das schloß Wilhelmshöchi in Hessenland ziehen dorfft, alda sin öheim, liederlichen angedenkens, vor ziten wonung gehept“; Bismarck, „der was der klûgist under allem volk“; Moltke, „des kunigs sin recht hand im krieg, der wußt alles voruß, was geschechen mûßt“; Leboeuf, „ein ußbundiger großhans, der sagt, do man in fraget, ob er grustet sige, das kriegsvolk sige grustet uff den letzten hosenknopf“; Thiers, „ein alt graw

männlin", u. s. f. Endlich gedenkt er der Aufnahme der französischen Ostarmee in unserm Lande: „und sond ir wüßßen zů ewigem gedächtnus, daß im 1871 jar me den achtzig tusend Frantzosen unser gäst gewesen sind, und habend wir sy gepflegt, uffenthalten in kirchen, schůlen, rathüsern, städeln und andern orten, sam sy uns eigen gehortend, ouch sy versechen mit geschůch, plunder und allerlai libs notturfft, ettlich ouch by uns begraben, Gott verliche inen ein froliche urstend." Am Schlusse erhebt er sich zu gebundener Form und drückt seine Freude über die von der deutschen Nation errungene Einheit aus. Aber höher als alle äussere Macht schätzt er die Freiheit:

„Stuck, buchsen, harnasch und gewer
gehoren wol zů kunigs er,
doch baß noch im die fryheit frumt
so von dem himel selber kumt.
fry hat den menschen gschaffen got,
nit zů der ritter und pfaffen spot.
al weltlich macht und rich zergat,
fryheit allein on end bestat.
der romer rich was ganz zergangen,
do dfryheit ward in turn gefangen.
fryheit ist mannes höchster orden,
we dem, der will die fryheit morden.
o bouwt der fryheit nur ein hus,
leb leser wol, min lied ist uß."

Diese „neue Zeitung", für die sich anfangs in St. Gallen nur mit Mühe ein Verleger finden liess, wurde in und ausserhalb der Schweiz mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommen. Schon Ende April waren 2000 Exemplare gedruckt. Aus Basel vernahm der Verfasser, dass es dort zum guten Ton gehöre, die Schrift zu kaufen. Friedrich Zarncke in Leipzig gratulierte ihm in einem verbindlichen Schreiben zu der vollendeten Beherrschung der alten Sprache. Julius Weizsäcker in Tübingen schrieb ihm, es stehe im „bůch vom dutschen krieg alliz, daz uns not tůt zů wissin", und knüpfte an seinen Dank die zuversichtliche Erwartung, dass, wenn die Welschen wieder einmal Krieg mit den Deutschen anfangen sollten, diese mit Ehren den Kampf bestehen werden, „als zuvor, und wellen lib und gůt mit unserm herrn dem keiser darlegen und ring wegen, daz wir mechtiger werden denn wir ie wurden und daz davon fride und gnade werde als wite die werlt ist". Und Fräulein Lina Gonzenbach, die sich in Privatkursen unter seiner Leitung in die ältere germanische Literatur einführen liess, berichtete ihm während ihres Bonner Aufenthaltes, seine „Zittung" werde in der Universitätstadt mit Entzücken gelesen.

Diese schlichten gelben Büchlein sind scheinbar leicht hingeworfene Skizzen; bei näherer Betrachtung aber erweisen sie sich als kleine Kunstwerke von wahrhaft poetischem Reiz, die nur ein gründlicher Kenner der historischen Vorgänge[1]) und des sprachlichen Lebens mit souveränem Behagen formen konnte.

---

[1]) Wie genau er es jeweilen mit den Vorstudien nahm, geht aus einem Briefe an seinen Schwager Theodor Hug vom 24. Juni 1871 hervor. Er schrieb ihm: „Morgen über 8 Tage ist der Spaziergang des Historischen Vereins; da soll ich über die Herren von Rorschach wieder als Chronist berichten. Es ist entsetzlich, wie viel Folianten, Quartanten, Oktanten und Duodekanten ich zu einem so kleinen Speck brauche."

Eben die Freude an dem urwüchsigen, kernhaften Sprachgut der Reformationsepoche reizte ihn auch, das Lob der Torheit von Erasmus in der deutschen Form, die Sebastian Frank diesem populärsten Werke des berühmten Humanisten gegeben hatte, wieder aufzuwecken und es in neuem Gewande, von zahlreichen sprachlichen Anmerkungen begleitet, in die Welt zu schicken (1884). Nicht minder zog ihn Hans Sachs durch den Reichtum seines Ausdrucks, durch die Kraft seines Humors und durch die freie Auffassung religiöser Dinge an. Er gehörte zu der engbegrenzten Gemeinde, die nicht nur den Namen des Nürnberger Meistersingers ehrt, sondern auch seine Werke kennt.

Aber mit derselben Lust und Kraft versenkte er sich in die neuern Perioden der deutschen Literatur und wurde nicht müde, den geistigen Strömungen der klassischen Epoche nachzugehen und die sachlichen Details für die einzelnen poetischen Erzeugnisse festzustellen. Er besorgte in angestrengter Arbeit neue Ausgaben des „Dichtersaals“ und der „Deutschen Dichter“ seines Vaters. Sein Urteil bildete er sich unmittelbar aus der Lektüre der originalen Werke, und nicht leicht liess er sich durch fremde Auffassungen bestimmen. Doch machte ihm Hermann Hettner's Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, die er im Jahre 1871 kennen lernte, einen tiefen Eindruck. „Das ist“, schrieb er nach Zürich[1]), „ein gewaltiges, grosses und inhaltschweres Buch und hat mich so gepackt, dass ich Band um Band lesend an den sechsten gelangt bin. Ich möchte nicht viel solche Sachen lesen; man gewinnt dabei so viel ins Grosse gehende Anschauungen, dass es das schlechteste Mittel ist, Liebe zum Kleinen zu gewinnen. Hundert und hundert Fragen gehen am Leser vorüber, die ihn Jahre hindurch beschäftigt haben und beschäftigen werden, und ich glaube, ich bin um einen Zoll grösser geworden.“ Es muss nicht ausdrücklich hervorgehoben werden, dass er die Heroen der klassischen deutschen Literaturperiode des 18. und 19. Jahrhunderts im Laufe der Jahre gründlich kennen lernte. Klopstock, Lessing, Herder, Schiller waren ihm in ihren Hauptwerken immer gegenwärtig. Mit einer gewissen Vorliebe verweilte er bei Herder, und es freute ihn in der Seele, als er seine Anschauungen über ihn in R. Hayms Biographie bestätigt fand, einem Werke, von dem er bemerkte, es sei „in grossem Stile geschrieben, gedankenreich, in glänzendem Ausdruck, aufs einzelnste eingehend und doch immer den Blick aufs Ganze gerichtet, ein rechter Riese auf dem Gebiete dieses Literaturzweiges“. Jedoch am nachhaltigsten beschäftigte er sich mit seinem Göthe, dessen Genius er wie wenige verstand, dessen Sprachgewalt ihn stets mit Bewunderung erfüllte und dessen reine, über jeden dogmatischen Zwang sich erhebende Humanität verwandte Saiten in seiner eigenen Persönlichkeit erklingen liess. Er schrieb nur wenige Aufsätze von lehrhaftem Charakter über ihn; um so mehr drängte es ihn, durch das lebendige Wort bei Jung und Alt Begeisterung für seine herrlichsten Dichtungen zu wecken.

Daneben aber folgte er gern den einfach innigen Offenbarungen des menschlichen Gemütes. Er lauschte den Weisen des echten Volksliedes, wie er denn auch selbst für den Historischen Verein eine Reihe von heitern Liedern dichtete, die bei geselligen Anlässen nach bekannten Melodien gesungen werden konnten. Er erforschte die Geschichte des evangelischen Kirchengesanges und, für eine Jubiläumsfeier, das Leben und Streben der schon im 17. Jahrhundert gegründeten Singgesellschaft zum Antlitz in St. Gallen, die sich leider in seinem Todesjahr, nach 276jährigem Bestande, auflösen sollte. Diese mit

[1]) Im Jahre 1871 war sein Schwager Theodor Hug-Götzinger, nach 17jähriger Wirksamkeit in Schaffhausen, an die Kantonsschule in Zürich gewählt worden.

sorgfältiger Umsicht angelegten Arbeiten sind schätzenswerte Beiträge zur schweizerischen Kultur- und Literaturgeschichte und haben jüngern Forschern schon oft als Grundlagen für weitere Untersuchungen gedient. Die Studien über den st. gallischen Kirchengesang nahmen ihn manche Monate hindurch in Anspruch, und als er sie zu einem Vortrage verarbeitet hatte, machte es ihm geheime Freude, dem in kritischer Erwartung stehenden Publikum zu zeigen, dass man sogar „über das Gesangbuch etwas rechtes sagen könne". Ein tiefer Zug des Gemütes führte ihn auch zu dem naturfrohen Sohne des badischen Oberlandes, Johann Peter Hebel, hin. Man möchte sagen, dass er sich in ein intimes Verhältnis zu ihm setzte; denn wenn er sich durch des Dichters treue Anhänglichkeit an die Heimat, durch seine göttliche Sorglosigkeit, seinen behaglichen Humor und seinen geraden Menschensinn im Innersten ergriffen fühlte, so entsprachen solche Züge seiner eigenen Natur. Wiederholt kam er in öffentlichen Vorträgen auf ihn zu sprechen, und im Jahre 1872 veranstaltete er eine neue Ausgabe seiner „Alemannischen Gedichte". Er versah sie mit philologischem und sachlichem Kommentar und leitete sie mit einer Geschichte der oberalemannischen Mundart ein, in welcher er auf Grund eines seit Jahren angesammelten Materials den Versuch machte, den Unterschied zwischen Mundart überhaupt und jetzigem Dialekt historisch zu beleuchten.

Das war seine Art: die literarischen und sprachlichen Erscheinungen jeweilen in ihrem historischen Zusammenhang zu erfassen, die einer aufmerksamen Beobachtung sich darbietenden Einzelnheiten sorgsam in den allgemeinen Aufriss des wissenschaftlichen Gebäudes einzufügen. So stellte er auch die „Deutsche Grammatik" in einem 1880 erschienenen Lehrbuche genetisch dar. Er legte das Hauptgewicht auf die Entstehung und Entwicklung des Organismus der Muttersprache und gieng für den etymologischen Teil im Anschluss an Weigands vielgerühmtes deutsches Wörterbuch von der mittelhochdeutschen Stufe aus.

Gegen Ende der siebenziger und zu Anfang der achtziger Jahre erreichte Götzinger die Höhezeit der Schaffensfreude und der produktiven Kraft. Eine frische Arbeit war für ihn, wie er sich ausdrückte, „eine wahre Wollust". Oft wurden drei und vier Gegenstände zu gleicher Zeit gefördert, so dass er sich wunderte, wenn einmal nur eine Arbeit „an der Kunkel" hieng und keine Korrekturbogen auf dem Tische lagen. Kaum waren die Schriften Vadians ediert und die Deutsche Grammatik abgeschlossen, als er im Auftrage eines Leipziger Verlegers das umfangreiche „Reallexikon der deutschen Altertümer" in Angriff nahm und mit eisernem Fleisse in der ihm eingeräumten Frist vollendete. Das war ein Ringen von einem Buchstaben zum andern, von einer Lieferung zur andern, ein Hasten Tag für Tag, im Sommer oft vom ersten Dämmerschein des Morgens an! Und doch verlor er auch bei stärkster Anstrengung niemals seine gute Manneslaune. Am 1. Januar 1882 sandte er mitten aus der Arbeit seine Glückwünsche zum neuen Jahr nach Zürich und fügte scherzend bei: „Das kann man überall brauchen; denn Glück ist ein uralter Kulturartikel und hätte ich denselbigen gern in mein Opus aufgenommen, wenn nicht die dazu notwendigen Monographien fehlen würden. Diese müssten das Glück der Einzelnen und der Völker, der Männlein und Weiblein, der Kinder und Alten, des Lehr-, Wehr- und Nährstandes und der Tiere besprechen, auch der Nonnen und Mönche. Sie müssten auch handeln vom äussern und innern Glück und in einer langen Anmerkung die Bedeutung des Glückwünschens auseinandersetzen. Also ein glückselig neues Jahr! — Ich bin diese Woche ordentlich fleissig gewesen am Buchstaben H, der fast fertig ist. Etlichemale besah ich mir die schöne neue

Eisbahn und einmal pumpte ich mir Schlittschuhe, um meinen Beinen Bewegung zu gönnen. Es gieng so so, la la. Wenn mein Wörterbuch fertig ist, kauf ich mir Schlittschuhe und restauriere meine Gesundheit damit!" Das „Reallexikon" mag, auch in der zweiten Auflage, die bald nötig wurde, einige von den Germanisten strenger Observanz gerügte Mängel haben; denn unmöglich konnte der Verfasser die verschiedenartigen, zahllosen Gebiete, über die er sich auszusprechen hatte, gleichmässig und zu allseitiger Befriedigung beherrschen, oder die massenhafte Literatur, die in Büchern und Zeitschriften über einzelne Materien aufgespeichert war, in auch nur annähernder Vollständigkeit verwerten. Aber er erhob mit seinem Buche keineswegs den Anspruch auf selbständige wissenschaftliche Forschung; er wandte sich auch nicht an Gelehrte von Beruf, sondern einfach an „Freunde und Liebhaber des deutschen Altertums, welche ohne besondere Studien dieser Art zu pflegen, einen in seiner Art ausgiebigen Ratgeber gerne zur Seite haben." Und diesen Kreisen tat das Werk vollauf Genüge. Einzelne Artikel, wie Ehe, Femgericht, Germania, Geschichtschreibung, Höfische Dichtung, Humanismus, Ritterorden und Rittertum, Zunft- und Gildenwesen[1]), gestalteten sich zu höchst instruktiven Abhandlungen. Mit gutem Recht durfte die neue Auflage, die reichlich 70 Bogen stark im Jahre 1885 zur Ausgabe gelangte und die Unebenheiten des ersten Wurfes nach Möglichkeit beseitigte, als ein Hand- und Nachschlagebuch der Kulturgeschichte des deutschen Volkes bezeichnet werden.

Zwischenhinein schrieb Götzinger eine Menge kleinerer Aufsätze über sprachliche, literarische und historische Gegenstände. Er pflegte sie vorerst dem Historischen Verein mitzuteilen, um sie dann den „St. Galler Blättern", der „Schweizerischen Lehrerzeitung", deren Redaktion er eine Zeit lang angehörte, oder der „Illustrierten Schweiz" zu übergeben. Die eine und andere dieser Darbietungen knüpfte sich an Wanderungen, die er gemeinsam mit Wartmann unternahm. Zwar eine im Sommer 1861 ausgeführte Reise nach Oberitalien und Venedig fand keine literarische Verwertung. Dagegen fielen von den Spaziergängen durch alt-st. gallischen Klosterbesitz im Allgäu und in Oberschwaben, 1880 und 1881, zwei überaus anmutig gestimmte Essais ab. Die Reisenden suchten jenseit des Bodensees, einmal zwischen Ravensburg und Wangen, dann zwischen Biberach und der Rauhen Alp, die Stätten auf, an denen nach den erhaltenen, nunmehr in einer monumentalen Sammlung vorliegenden Urkunden das Kloster St. Gallen einst begütert war, und sie empfanden doppelten Reiz, indem ihnen die Landschaften im freundlich behäbigen Gewande der Gegenwart erschienen und sich vor ihrem historischen Auge zugleich mit den Gestalten der Vergangenheit belebten. In Wangen, aus welchem der „rote Üli" stammte, erinnerten sie sich der uralten Beziehungen zum Kloster und der spätern freundschaftlichen Verbindungen des Gemeinwesens mit der Stadt St. Gallen. „Es ist ein Ort, wie gemacht zum Leben, und es mag dem Abte von St. Gallen manch bittere Tränen gekostet haben, als er diesen Demant in seiner Inful allmählig wackelig werden und zuletzt wie einen hohlen Zahn ausfallen sah." Im Neckartal, zwischen Oberndorf und Rottweil, betrachteten sie das wohl auf alt-st. gallischem Boden erbaute, nun in Ruinen liegende Herrenzimmern, den Stammsitz eines Geschlechtes, das als Zeugnis seines Daseins, freilich aus der Zeit des politischen und sittlichen

[1]) Der Artikel „Germania" wurde in der zweiten Auflage fallen gelassen. — Einige grössere Beiträge, z. B. Gotischer Baustil, Holzarchitektur, Holzschneidekunst, Klosteranlagen, Kupferstechkunst, Musik und Musikinstrumente, Renaissancestil etc., stammen aus der Feder von Architekt Aug. Hardegger.

Niederganges, ein mit unerschöpflichem Reichtum der Gestalten und des bewegten Lebens erfülltes Geschichtsbuch, die Zimmern'sche Chronik, hinterlassen hat. Es berührte Götzinger fast wehmütig, wenn er den Erfolg der Barack'schen Ausgabe dieser Chronik mit seinem Vadian verglich. „Sie wurde vor zwölf Jahren zum ersten Mal in vier Bänden veröffentlicht, und erlebt jetzt schon eine zweite Auflage, eine Ehre, die unserm Vadian sicher in hundert Jahren nicht zu teil wird; und doch, wo ist mehr Würde, Ernst, Tiefe, Wissenschaft, Scharfblick, Kunst, Adel der Gesinnung? bei Vadian oder bei den Zimmern? Bei unserm Mitbürger alles aus Einem Gusse, getragen von Einem Gedanken; bei den Zimmern eine Marktbude voll kleiner Bilder, Abenteuer, Anekdoten, glaubliche und unglaubliche Geschichten; es lässt sich kein grösserer Gegensatz denken, — und man kann doch nicht sagen, dass die Welt betrogen sein wolle, wenn sie Freude an der schwäbischen Chronik findet. Die Welt ist die Welt und bleibt die Welt, so lang dasteht die Welt, sagt der Zimmern'sche Chronist selber.“ Die Wanderer hielten sich auch in Rottweil, wo die Zimmern ein Haus besassen, und in Messkirch auf, „wo, ganz abgesehen vom Zimmern'schen Schloss, keine Gasse, kein Haus, kein Tor, kein Pfarrer und Kaplan, kein Organist und Mesmer, kein Garten und Graben, kein Schatz und kein Gespenst, keine Brunst und kein Wetterschlag unvermerkt vorübergegangen sind. Unser Aufenthalt zu Messkirch war aber zu kurz, — schliesst Götzinger seinen Bericht —, als dass wir den offenen und heimlichen Gängen der Zimmern hätten nachgehen können. Es war dies auch nicht unsere Absicht gewesen, die vielmehr dahin gieng, von Messkirch auf dem kürzesten Wege heim zu gelangen; denn, sagt die Zimmern'sche Chronik: das ende beziert alle arbaiten, dergleichen alles, damit die menschen umbgeen.“

Diese kleinen Arbeiten atmeten zum Teil einen st. gallischen Erdgeruch; aber sie suchten darum ihre Leser und Freunde doch nicht einzig an der Steinach. Sie bezeugten in ihrer Ausführung, dass Götzinger immer seine Lust daran hatte, „das Lokale an das Allgemeine zu knüpfen, den Beziehungen nachzugehen, in denen das Kleine zum Grossen, das Besondere zum Allgemeinen gestanden hat“. Eingeleitet durch die schöne Abhandlung „Vaterland und Heimat“ sind ihrer etwa ein Dutzend in dem mit seinem Bildnis versehenen Buche: „Altes und Neues“ (1891) zusammengestellt.

Durch alle Jahre hindurch war Götzinger ein äusserst tätiges Mitglied und neben dem Präsidenten die Hauptstütze des Historischen Vereins, dessen Ehre und Gedeihen ihm stets am Herzen lagen. Wie aus einem unergründlichen Born des Geistes und der Kenntnisse flossen die Vorträge, die er im Schosse der Gesellschaft hielt, und die wissenschaftlichen oder populären Arbeiten, die er in ihren Publikationen niederlegte. Eben in der ersten Serie der „Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte“ erschien Johannes Kesslers Sabbata. Im 14. Hefte legte er zwei Beiträge zur st. gallischen Reformationsgeschichte nieder: eine kritische Würdigung der Chronik des Hermann Miles, sowie des ersten Entwurfs zur Sabbata, und eine Darstellung der Reformation in Wil, die für die Hauptversammlung vom 19. September 1870 geschrieben war. Die zweite Dekade beschloss er mit einer Ausgabe der auf der Stadtbibliothek liegenden Chronik Fridolin Sichers, jenes im Jahre 1546 verstorbenen, redlichen und milden Bischofzeller Klerikers, der sich durch seine schlichten Aufzeichnungen über die Begebenheiten seiner Zeit neben Johannes Kessler ein bleibendes Andenken in der Geschichte der st. gallischen Historiographie gesichert hat. Endlich in einem Bande der dritten Folge (1891) veröffentlichte er die bedeutsamsten Dichtungen und Briefe des durch

freie und edle Bildung ausgezeichneten Statthalters Franz Josef Benedikt Bernold von Walenstadt, des „Barden von Riva". — Aber neben den grössern wissenschaftlichen Mitteilungen schenkte er dem Verein auch eine Reihe von Neujahrsblättern, die sich, entsprechend dem in der Schweiz überlieferten Charakter solcher Publikationen, in allgemein verständlicher Form an einen weitern Kreis von Lesern, vor allem an die Jugend richteten. Er begann für das Jahr 1866 mit den st. gallischen Minnesängern Ulrich von Singenberg und Konrad von Landegg, deren Dichtungen er aus dem literarischen Hintergrunde des dreizehnten Jahrhunderts erklärte und in modernem Gewande wiedergab. Dann stellte er das Schicksal der Feldnonnen bei St. Leonhard zur Zeit der kirchlichen Umgestaltung in St. Gallen nach den beweglichen Schilderungen der letzten Mutter, Wiborada Mörlin, dar. Oder er griff auf Joachim von Watt, um das Bild des gelehrten Geschichtschreibers, dem keiner seiner Mitbürger „an Universalität der Bildung und der Arbeit" gleichstand, vorzuführen und durch die Mitteilung seiner Beschreibung der Stadt St. Gallen allgemeineres Interesse für seine deutschen historischen Schriften zu erregen. Weitere Stücke widmete er der st. gallischen Herrschaft Bürglen im Turgau, der Familie Zollikofer im Anschluss an ihre 1886 auf Altenklingen veranstaltete Jubiläumsfeier, dem Armen Mann im Toggenburg und dem Barden von Riva. Sie beruhten alle auf eingehenden Forschungen und trafen den im besten Sinne populären Ton, dem man in den Neujahrsblättern zu begegnen wünscht. Mit besonders warmer Teilnahme schrieb er für die Jahre 1889 und 1890 die beiden letzten Stücke: die Lebensbilder des armen, von der schwärmerischen Gefühlsrichtung der Sturm- und Drangperiode erfassten Ulrich Bräker, und des originellen, seiner Zeit im St. Galler Oberland wie im ganzen Kanton hochangesehenen Bernold nieder.

Wohl wäre noch einer Reihe anderer Arbeiten Götzingers zu gedenken, von den Erstlingsfrüchten seiner Studien bis herab zu dem nach der Reimart des Originals übertragenen „Leben des heiligen Gallus", das die Mitglieder des Historischen Vereins am 16. Oktober 1896 als eine Erinnerung an den Verstorbenen entgegennehmen durften. Wo immer sich ein Anlass bot, war er bereit, mit einer literarischen Spende einzutreten, so wenn der Bodenseeverein auf turgauischem oder st. gallischem Gebiete tagte, oder wenn die St. Galler und Zürcher Geschichtsfreunde gemeinsame historische Fahrten auf Schlösser und Ruinen unternahmen, oder wenn ein guter Spruch in alter Form die Würze eines Festes bilden sollte. Sehr häufig griff er auch als Mitglied des schweizerischen Lehrervereins zur Feder, und zu Anfang der siebenziger Jahre beschäftigte ihn aufs lebhafteste die von Prof. Bucher in Luzern angeregte Frage einer Vereinfachung der deutschen Orthographie. Er nahm sich der Sache eifrig an und schrieb im Auftrage der darüber niedergesetzten Kommission eine Broschüre „Zur Durchführung der Orthographiereform", die freilich angesichts der auf dem ganzen deutschen Sprachgebiete herrschenden konservativen Gegenströmung nicht die erhoffte eingreifende und dauernde Wirkung im Sinne einer folgerichtigen Umwandlung der deutschen Schreibweise üben konnte.

Unsere Andeutungen dürften indes genügen, um einen Begriff von der seltenen Kraft und von der selbstlosen Treue zu gewähren, mit der er an seiner Stelle die wissenschaftliche Bewegung förderte und für die Verbreitung ihrer Ergebnisse Sorge trug[1]). Im Schosse des

[1]) Ein chronologisches Verzeichnis der literarischen Arbeiten Götzingers ist diesem Lebensbilde beigegeben.

Historischen Vereins wird man seine Persönlichkeit noch lange genug vermissen. Mit seiner Fülle der geistigen Kraft und des positiven Wissens, seiner feinen Gestaltungsgabe und sonnigen Heiterkeit des ganzen Wesens bereitete er der Gesellschaft durch ein ganzes Menschenalter hindurch Anregung und Belehrung, Erhebung und freudigen Genuss. Nun ist ja niemand auf Erden unersetzlich. Aber ein Mann von originaler Art hinterlässt in seinen Kreisen eine Lücke, die die Überlebenden stets empfinden, auch wenn sie ihre Reihen enger schliessen!

Lehrtätigkeit.

Ein guter Teil der literarischen Arbeit Götzingers hatte, wie schon unserer Übersicht entnommen werden kann, nicht ausschliesslich wissenschaftlichen Charakter, sondern diente pädagogischen Zwecken und hieng mit seiner beruflichen Tätigkeit zusammen. Dem erwählten Berufe widmete er, wie es dem Manne geziemt, die beste Kraft.

Dass der ohne praktische Vorübung unmittelbar aus dem akademischen Hörsaal in das Klassenzimmer versetzte junge Lehrer anfangs mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ist bereits angedeutet worden, aber auch, dass er sie bald überwand. Als Professor Gustav Scherrer im Frühjahr 1864 zurücktrat, kam die Behörde seinen Wünschen entgegen und übertrug ihm für den deutschen Unterricht statt der untern die obern Klassen des Gymnasiums. Dabei waren ihm nach wie vor die Geographie in den untern Klassen und die deutsche Sprache in der technischen Abteilung zugewiesen; seit 1867 kam noch ein deutscher Kurs für Reallehramts-Kandidaten hinzu, den er stets mit besonderer Liebe leitete, — und in diesem äussern Rahmen, bei wöchentlich 25 bis 30 oder noch mehr Stunden, bewegte sich seine Lehrtätigkeit mit geringen Änderungen fast bis ans Ende seines Lebens. Die förmliche Übernahme der Kautonsschule durch den Staat im Jahre 1865 gab seiner persönlichen Stellung eine dauernde Sicherheit.

An Versuchungen zum Wegzug von St. Gallen fehlte es freilich gerade in jenen Jahren nicht. Im Januar 1866 dachte man daran, ihn als Nachfolger Ludwig Frauers für das Gymnasium seiner Vaterstadt zu gewinnen. Aber er gab auf vertrauliche Anfragen einen bündig ablehnenden Bescheid. „Wer ein Geschäft hat“, schrieb er seinem Schwager, „der giebt es doch nur dann auf, wenn er entweder mit dem seinigen Grund hat unzufrieden zu sein, oder wenn ihm ein anderes Geschäft winkt, das ungleich mehr Vorteile bietet. In unserm Geschäft sind ökonomische und moralische Vorteile, die sich vielleicht widersprechen können; wir halten uns lieber an die letztern, wenn es sich um den Ausschlag handelt. Da bin ich nun offenbar gern in St. Gallen; das Wesen der Bevölkerung behagt mir; die Schule ist jung und strebsam, und die meisten Kollegen haben mich gern; andere achten mich und sind höflich; widrige Feindschaften sind gar keine da. Meine Schüler haben mich, wie ich glaube, auch gern und ich wiederum sie; der Erziehungsrat ist mit mir kaum unzufrieden. Mein Freund Wartmann kultiviert mit mir den Sinn für historisches Interesse in der Stadt. Meine Stelle, die fast jährlich geändert worden ist, ist jetzt so angenehm, dass ich vorerst keine angenehmere wüsste: nicht mehr als 90 Schüler, und zur Erholung Geographie, ein kleiner Liebling von mir; keine Klasse grösser als 24 Schüler, die meisten unter 12 Schülern, für den deutschen Unterricht ein wichtiges Moment. Was mich von hier weg zöge, könnte bessere Besoldung sein und meine kurze Anstellung, weiter wüsste

ich nichts. . . . Ubi bene, ibi patria ist zwar, sagt man, ein schlechter Grundsatz, für unser Wirken aber gewiss wahr. Ich könnte höchstens bedauern, dass ich mir die Geschichte nicht zu nutze machen kann; aber geschachert habe ich nie. Ich lasse alle Landsleute grüssen, sage aber mit den Appenzellern: Ich mag nicht in dem Ding sein.“ Etwas ernster beschäftigte ihn doch einige Monate später die Aussicht einer Berufung nach Arau, da die Verhältnisse an der dortigen Schule ihm in mehr als einer Richtung höchst angenehm erschienen. Die schon ziemlich weit gediehenen Unterhandlungen zerschlugen sich indessen aus Gründen, die wir nicht näher kennen, noch im letzten Augenblicke — zu grossem Bedauern der Argauer, die ihrer Jugend seine frischen Impulse („seine lautern Goldworte“) hätten gönnen mögen, zu aufrichtiger Freude derjenigen St. Galler, die ihm näher getreten waren und den Wert seiner Persönlichkeit zu schätzen wussten. Er konnte bei dieser Gelegenheit zu seiner Genugtuung erfahren, wie tiefe Wurzeln seine Wirksamkeit in St. Gallen bereits geschlagen hatte. Der ganze Lehrerkonvent ersuchte ihn zu bleiben und leitete die Angelegenheit zugleich an den Erziehungsrat. Die Behörde war allerdings schliesslich nicht gezwungen, einen bestimmten Entscheid zu treffen; aber Friedrich Tschudi, der ihr auch damals angehörte, erklärte ihm in einer Zuschrift, dass er seinen Wegzug von St. Gallen „als eine grosse Kalamität“ für die Kantonsschule betrachten würde, dass die Behörde seinen Leistungen „ungeteilte Anerkennung“ schenke und dass jedes ihrer Mitglieder den lebhaftesten Wunsch geäussert habe, ihn der Anstalt in irgend einer Weise zu erhalten.

Solche Beweise der Achtung durften ihn wohl ermuntern, auf den betretenen Pfaden weiter zu schreiten. Das Vertrauen der Behörde zeigte sich auch in der Folge, indem sie ihn 1871 zum Mitglied der Rektoratskommission ernannte, der die unmittelbare Leitung der Anstalt überbunden war. Er führte als Aktuar in möglichst knappen Formen bis 1884 ihre Protokolle. Für rein geschäftliche Angelegenheiten, die bei ängstlicher Behandlung oft eine ungebührliche Zeit in Anspruch nahmen, hatte er freilich wenig Sinn; aber es steht ausser Zweifel, dass er in verwickelten Fragen der Organisation und Disziplin oft eine glückliche Hand bewies, indem er auf eine praktisch durchgreifende und, wo es angieng, humane Lösung drang. Mit der Stelle aus Freidanks Bescheidenheit: „Wir gevallen alle uns selben wol, des ist das lant der toren vol“ schloss er sein Aktuariat, und er freute sich, dass es ihm vergönnt war, von nun an ohne Beschwerung durch administratives Beiwerk wieder als einfacher Lehrer innerhalb der vier Wände des Schulzimmers seiner Pflicht zu leben.

Überschaut man nun seine Lehrtätigkeit, so hält es nicht ganz leicht, sie völlig zutreffend zu charakterisieren. Es gab Schüler, die ihn nicht verstanden und sich in seine Art nicht finden konnten, und umgekehrt empfand er etwa einzelnen Zöglingen gegenüber eine starke Abneigung, die er bisweilen ohne Rücksicht zu erkennen gab. So mag das Andenken an ihn beim einen oder andern ein nicht ganz ungetrübtes sein, und wir wollen diesen Schattenstrich in seinem Bilde nicht verwischen. Aber anderseits darf gesagt werden, dass die weitaus grösste Zahl derjenigen, die seinen Unterricht zumal im obern Gymnasium und im Lehramtskandidatenkurs genossen haben, — denn dort lag der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit — ihm die treueste Erinnerung bewahrt. Auf Generationen von Schülern übte er den nachhaltigsten Einfluss aus; er erlebte, dass Abiturienten die Maturitätsprüfung im Gymnasium bestanden, deren Väter er schon bis zur Universität geleitet hatte. Sein Unterricht regte die Strebenden unter den jugendlichen Geistern mächtig an und förderte in Wort und Beispiel mit ihrer intellektuellen auch ihre ethische Entwicklung. Er wirkte, wie

einer seiner verständnisvollsten Schüler gesagt hat, nicht nur durch das, was er wusste, sondern durch das, was er war, durch seine zwingende Persönlichkeit. Indem er mit grossem Sinn und weitem Blick die Muttersprache, ihre Geschichte und Literatur lehrte, war er „der Verwalter und Übermittler des zentralen Gutes der allgemeinen Bildung“ an der st. gallischen Kantonsschule. Wie hat er Jahr um Jahr, selbst im Innersten ergriffen und mit zunehmender Sicherheit in der Materie, den heranreifenden Jünglingen die Schönheit und Gedankenwelt der deutschen Dichtung von ihren Anfängen durch alle Stadien ihrer lebendigen Äusserungen bis zur neuern Zeit erschlossen! Wie hat er immer wieder die Nibelungen oder die Lieder Walthers von der Vogelweide behandelt, um sie in die Sprache, die Anschauungsweise, die Kulturformen des Mittelalters einzuweihen und ihnen zugleich das historische Verständnis der neuhochdeutschen Sprache zu eröffnen! Und wie hat er jeweilen den reifsten Schülern mit leuchtender Freude den hohen und freien Tempel der Dichtung Göthe's aufgetan! „Diese wundervollen Göthe-Stunden bei Götzinger! Alles, was er uns gelehrt — in eindringlicher, systematischer Entwicklung und in beiläufig hingeworfenem, geistvollem, humorgesättigtem Wort, in der Pause noch unter der Tür über die Achsel zugerufen — mündete doch schliesslich in diesen grossen Appell an die Reife, in diese Erschliessung einer gewaltigen Persönlichkeit, deren Zauber auch der Kühlste sich mit wogendem Gemüte hingab. Alle legitime Sehnsucht des jugendlichen Geistes, alle Begeisterungsfähigkeit, die noch ungestutzt geblieben, alle Ahnungen einer höheren Existenz der Genialität drängten auf diese Stunden hin, in denen Meister Götzinger den grossen Dichter und universalen Menschen vor uns wachsen und ins Grandiose sich ausweiten liess, seinen Schülern freie Bahn des Empfindens eröffnend und doch sie weise, schier unmerklich lenkend. Denn die grosse Gabe gehört wohl voran zur Einführung in die Dichtung: nicht zutäppisch zu überkommentieren, diskret sich im Hintergrunde zu halten, den Dichter nicht zu übertönen, den Gemütern das Nach- und Ausklingen selbst zu überlassen. Solch feine Kunst war des Verstorbenen Art, der daher anderseits für umständliches methodisches Gebäu und verzwickte pädagogische Gerüstkonstruktionen keinen besonders ausgebildeten Respekt aussprach. Die geistige Frische und Kraft, ein elementares Sichausgeben und das Vertrauen auf die Eigenmacht des Schönen und Grossen waren auf Götzingers Lehrstuhl heimisch, und seine Rechnung, dass, was als ein Lebendiges gegeben werde, auch als ein Lebendiges empfangen würde, hat nicht getrogen — der Wucht seines Wesens hat sich wohl keiner entzogen. Auch die Köpfe von andersartiger Anlage gerieten in seinen Bann, der so viel mehr war, als ein Bann des Faches, ein Wissen nicht bloss, sondern ein ganzes Sein.“ [1]) „In den Göthe-Stunden“, schrieb ihm ein Abiturient der technischen Abteilung, „hat mir nur Ein Wort nicht gefallen: Es bildet nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte; denn ich kann Ihnen versichern, dass auf mich die Göthe-Stunden einen tiefern Eindruck gemacht haben als alles andre.“ Sein Lehrzimmer nahm sich aus wie eine Gallerie der grossen Geister; von den nach seiner Anordnung dekorierten Wänden schauten die Bildnisse von Hans Sachs, Haller, Klopstock, Lessing, Herder, Schiller und Göthe, je von einem Kernspruch begleitet, auf die Jugend herab. Durch das Ganze schwebte Schillers mahnendes Wort: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!“ Wer das Glück gehabt, bis in die obersten Klassen des Gymnasiums — oder auch der Industrieschule — sein Schüler zu sein, der wird

[1]) „Professor Götzinger.“ Nachruf im Tagblatt der Stadt St. Gallen, 1896, Nr. 192. (Von O. Fässler.)

sich zeitlebens in dankbarer Verehrung der geistigen Impulse erinnern, die er in diesem Raum empfangen hat. Mochte dann in den Aufsatzheften hie und da ein orthographisches Vergehen oder gar ein Konstruktionsfehler dem Auge des Lehrers entgangen sein: was hatte dies zu bedeuten gegenüber der Fülle von frischen Trieben, die er in die jugendlichen Gemüter senkte! Erquickend und neues Leben schaffend arbeitete sein Wesen in den Schülern fort. — Nicht minder sahen sich die Lehramtskandidaten durch seinen Unterricht gefördert. Mit theoretischer Pädagogik befasste er sich niemals; aber unaufhörlich und weit intensiver als ferner Stehende glauben mochten, beschäftigten ihn methodische Fragen des deutschen und des geographischen Unterrichtes oder Postulate der praktischen Schulführung. Er suchte seine Lehrweise den verschiedenen Altersstufen anzupassen und berichtete einst, im Sommer 1872, wie viel Spass es ihm mache, mit den Leutchen der ersten Gymnasialklasse zu verkehren, die so klein seien, dass sie ihm unter den Beinen durchkommen. „Da muss man seine Schulmeisterkünste zusammennehmen und hat das dankbarste Feld. Man repetiert alles 7 mal 70 mal, wie die Juden, und geht wie ein Schneck vorwärts; aber vorwärts kommt man schliesslich doch und sieht das Zeug langsam aber sicher wachsen. Ich hätte einen ganz ordentlichen Primarschulmeister abgegeben. Doch pariere ich auch die grossen Kerls und lese mit ihnen Walther von der Vogelweide; so ein Walther mit auf den Lebensweg tut gut, ist besser als mancher vielgelesene neue und alte Geselle.“ Im November 1880, als er seine genetische Grammatik aufs eifrigste verwertete, meinte er, nun möchte er wohl die oberste Stufe seines schulmeisterlichen Könnens erreicht haben. So trat er den künftigen Lehrern als ein Mann von vielfacher pädagogischer Erfahrung gegenüber; aber auch in dem für sie bestimmten besondern Kurse legte er weniger Gewicht auf die Ausdehnung ihres positiven Wissens, als auf die Vertiefung ihrer allgemeinen Bildung und die freudige Aneignung der herrlichen Güter deutscher Sprache. Im gleichen Sinne hatte er seine Aufgabe erfasst und mit glücklichstem Erfolge durchgeführt, als er im August 1875 berufen worden war, bei einem für st. gallische Primarlehrer veranstalteten Fortbildungskurs auf Mariaberg Vorträge über deutsche Sprache und Literatur zu halten. Es erregte daher in weiten Kreisen eine peinliche Überraschung, als ihm die Erziehungsbehörde im Frühjahr 1889 ohne zwingende Gründe, nur „um dem neugewählten Philosophieprofessor einen angemessenen Wirkungskreis zu sichern“, den Reallehramtskandidaten-Kurs und damit ein Arbeitsgebiet entzog, das er beinahe ein Vierteljahrhundert hindurch mit so warmer Hingabe gepflegt hatte. Die Behörde beeilte sich zwar, ihm ihre „volle Anerkennung für seinen vortrefflichen, anregenden und gehaltvollen Unterricht“ auszusprechen; aber in dem berechtigten Gefühl, dass seine Jahre und seine Verdienste unter allen Umständen eine freundlichere Berücksichtigung hätten finden dürfen, empfand er ihre Massnahme als eine tiefe Kränkung, und er konnte sie, so lange er lebte, nicht verwinden. Das freute ihn immerhin, dass gegen fünfzig seiner ehemaligen Schüler, die beinahe alle im Lehrberufe standen, eine Adresse an ihn richteten, in der sie in schönen Worten Zeugnis für ihn ablegten und ihn ihrer unvergänglichen Dankbarkeit versicherten. Sie verehrten in ihm, erklärten sie, den Lehrer von bewährter Einsicht, „der mit grosser Sach- und Fachkenntnis mit seinen Schülern und für sie arbeitete, der gewissenhaft in der Schule wirkte und der es verstanden, zwar nicht für ein schablonenmässiges Wissen zu sorgen, wohl aber stets geistig anzuregen und dadurch die wesentlichste Grundlage für die Berufstüchtigkeit zu schaffen: einen regen Fortbildungstrieb.“

In der impulsiven Kraft, die seinem originellen Wort und seiner charaktervollen Persönlichkeit entströmte, lag in der Tat das Wesen und das Geheimnis seines Wirkens, wo immer er sich auszugeben hatte. Ob er die Mitglieder des Arbeiterbildungsvereins, den er bei seiner Ankunft in St. Gallen vorfand, mit populären Gegenständen unterhielt; ob er die städtische Lehrerschaft an „literarischen Abenden“ um sich sammelte; ob er einen Kreis von Damen in klassische Werke alter und neuer Zeit einführte, die Gesänge Homers mit ihnen las, sie den Hort der Nibelungen schauen liess und sie bis „an die rauschenden Quellen Göthe'scher Lebensweisheit“ leitete — immer trugen seine Hörer das Beste davon, was ein Lehrer schaffen kann: Begeisterung für alle edeln und grossen Offenbarungen des Genius. „Ausser meinen guten Eltern“, gestand ihm 1889 eine seiner Schülerinnen, „verdanke ich gewiss keinem Menschen so viel wie Ihnen.“

In der äussern Schulführung war Götzinger gleich weit entfernt von fahriger Disziplin wie von kleinlich steifer Ordnung. Er gönnte der Jugend gern — im Zimmer und auf Spaziergängen — ein gewisses Mass von freier Bewegung und schritt nur gegen schlimmen Missbrauch ein, dann aber mit einem Ernste, der den tiefsten Eindruck machte und wie ein reinigendes Gewitter wirkte. So gewann er das Vertrauen und die Hochachtung aller guten Elemente, die sich in seiner Gegenwart instinktiv scheuten, die Grenzen des Reinen und Wohlanständigen zu überschreiten. Aber er gewann zugleich ihre herzliche Zuneigung; denn er hielt sie nicht mit vornehmer Kühle von sich ab, sondern er trat zu ihnen in ein vertraulich sicheres Verhältnis. Bei ihm fanden sie, was für jeden gesunden jungen Menschen im unvermeidlichen Zwang des nach Stunde und Minute geregelten Unterrichts Bedürfnis ist: ein zündendes Wort, das die Wimpern hebt, einen kaustischen Witz, der von Mund zu Munde läuft, und jenen freien beneidenswerten Humor, der alle guten Geister bei der Jugend weckt und sie zu neuer Arbeit munter macht. Nicht anders als „Götz“ nannten sie ihn unter sich; sie freuten sich der behaglich kurzen Form; aber sie legten zugleich Respekt in diesen Namen, denn sie fühlten, dass dem Träger etwas von jener kernhaften Kraft und Tüchtigkeit, von jener Wahrheit, Herzlichkeit und Wärme innewohnte, die Göthe seinem reisigen Berlichinger zugeschrieben hat.

Im kollegialischen Verkehr äusserte er sich bisweilen mit rückhaltlosem Freimut über Dinge, die seinen Überzeugungen oder seinem Geradsinn widersprachen. Er selbst hat sich einmal, es war noch im Jahre 1877, scharf mit den Worten charakterisiert: „Ich glaube, meine Stärke liegt im Schulhalten und in einigen Eigenschaften meiner Feder und meines Maules.“ Nun lässt sich kaum bestreiten, dass er seine Zunge nicht immer so massvoll im Zaume hielt, wie Klugheit und gemeinsame Interessen es erheischten, und dass er bei eigener Empfindlichkeit das gute Recht einer fremden Eigenart hie und da zu wenig achtete. Die ihn aber kannten und ihm näher traten, liessen sich durch einzelne unmutige und wegwerfende Urteile nicht beirren. Sie bemerkten, dass hemmende äussere Verhältnisse zuweilen auf seine gute Stimmung drückten, und sie wussten, dass im übrigen der Grundzug seines Wesens rein und heiter, freundlich und gemütvoll war. Sie schätzten ihn in ihrem Kreise als einen geistigen Mittelpunkt von zusammenhaltender Kraft. In einer Menge seiner Briefe tritt uns das Bestreben entgegen, diejenigen Elemente an der Schule zu vereinigen, „die gern verträglich und gemütlich sind“, und oft berichtete er über fröhliche Stunden, die er beim Kegelspiel oder an einer Tafelrunde in frischem Gespräch mit „gleichgesinnten Naturen“ verlebte. Wenn einer aus diesem Kreise hinweggerissen wurde, dann setzte er

sich wohl hin, um ihm einige Zeilen treuer Erinnerung zu widmen. So hatte er für Otmar Rietmann, den Australien-Reisenden, der im August 1869 als Lehrer an der Kantonsschule starb, das schöne Wort: „Er ist unter den jungen St. Gallern einer der ersten, der neben der Sorge um das Wohl der städtischen Anstalten auch den weitern Horizont der wissenschaftlichen Arbeit zu umfassen gelernt und, sei's in eigener persönlicher Arbeit, sei's im Verein mit gleichstrebenden Genossen, an der Urbarmachung des grossen Ackerfeldes der Welt mitgearbeitet hat."

Fast liesse sich dieses Wort auch auf Götzinger selbst anwenden. Die Verbindung energischer wissenschaftlicher Arbeit mit freudiger Tätigkeit inmitten der Kreise, in die er sich durch seinen Beruf gestellt sah: das war sein Leben und das begründete den dauernden Wert seines Daseins. In der Geschichte der gemeinsamen st. gallischen Kantonsschule, die 1856, nur wenige Jahre vor seinem Antritt gegründet worden ist, wird ihm als einem Lehrer und Gelehrten von Geist und Kraft ein Ehrenplatz gesichert bleiben.

Familienleben.

Im vierten Jahre nach seiner Verheiratung schrieb Götzinger einmal mit innerer Befriedigung an seinen Schwager Hug, er habe bis dahin den Schulstaub noch nie an den Mittagstisch oder sonst ins Haus gebracht. Er gedachte auch in der Folge seine Angehörigen nicht unter den Verstimmungen leiden zu lassen, die im Schulleben unvermeidlich sind, und wenn es ihm auch schwerlich gelang, diesem Vorsatz fortwährend treu zu bleiben, so wollte er doch im engern und weitern Familienkreise die ihm geschenkte Himmelsgabe, „das fröhliche Herz", in möglichst freiem Zuge walten lassen. Das haben Frau und Kinder und Verwandte in Freud und Leid erfahren dürfen.

Mit wahrem Anteil liest man die Briefe, in denen er seinen „lieben Leuten" (Schwester und Schwager) über Familienereignisse Nachricht gab. Die Geburt des ersten Kindes, einer Tochter, verkündigte er ihnen in herzlichster Freude lateinisch mit einem „gloria in excelsis". „Den Namen", fügte er bei, „habe ich kraft väterlichen Rechtes schon lange bestimmt; sie soll Frida heissen; das ist ein herrlicher Name, den Frieden in eigner Person im Hause zu haben!" Und wie liebevoll nahm sich dann der vielbeschäftigte Mann, der damals jede freie Stunde für die Sabbata zu verwenden hatte, des Kindes an. Er stand wohl „nachts, in der Geisterstunde, auf, ein hageres Gespenst im langen wallenden Talar", um es nach allen mütterlichen Regeln zu besorgen. „Da lacht denn die kleine Maus über das famose Schauspiel, legt sich wieder aufs Ohr und schnarcht." Vergnüglich berichtete er in der Folge über die einzelnen Stadien ihrer Entwicklung: wie sie äusserlich gedieh; wie sie die ersten Zähnlein bekam, „weiss wie frisch gefallener Schnee und bissig wie ein Schermesser"; wie sie anfieng, im Hause herumzulaufen und „in allen Stuben und Winkeln nach bestaubten Folianten und guten Birnen" auszuspähen; wie sie zu sprechen begann, erst einzelne „Demonstrativ-Pronomina", dann Wortverbindungen und endlich ganze Sätze bildete. Als ihm nach Jahr und Tag, im Oktober 1864, ein Sohn geschenkt wurde, schrieb er die „neue Mär" in Knittelversen nach Schaffhausen, „weil sie ja wohl zu aller Zeit Euch mit dem fröhlichen Bruder freut". Er nahm sich vor, die beiden Kinder zu guten Menschen zu erziehen: „Und es seien die zwei Geschwisterlein ein Beispiel, wie alle sollten sein; sollen

streben nach der puren Wahrheit und bringen in ihre Herzen Klarheit; sollen das Böse fliehen und meiden und nimmer von ihrer Liebe scheiden.“ Die nächsten Jahre brachten noch weitern Kindersegen, und schliesslich, nachdem ein Knabe in zartem Alter gestorben war, wuchsen ihm zwei Söhne und zwei Töchter glücklich auf. Noch hat sich eine Serie von Gedichten erhalten, die er diese Kinder auf Weihnacht 1876 — zur Begleitung eigener Geschenke und zum Danke für erhaltene Gaben — an Onkel und Tante in Zürich schreiben liess. Sie gewähren einen reizenden Einblick in seine „kleine Welt“.

Frida, die damals dreizehn Jahre zählte, begann:

„Den Reigen soll nach meines Vaters Wunsche
Eröffnen ich des Dankes und der Freude.
Es sei, so sagt er mir, ein sondres Vorrecht,
Das Mädchen längst und Jungfraun stets genossen,
Wo sich versammelte zu heil'ger Feier
Der Kreis der Männer, Frauen, Mädchen, Knaben,
Da durften Mädchen an des Zuges Spitze
Mit roten Wangen und mit heitern Augen,
Mit Körbchen, reich mit Gaben angefüllet,
Als bunte Zier, mit Blumen reich bekränzet,
Den Zug eröffnen, heitre Weisen singend.
Wenn das so ist, und Vater wird es wissen,
So nehmt denn hin aus meiner Hand das Körbchen!
S'ist wenig drin, nur Dank aus treuem Herzen,
Und dann ein Glückwunsch für die fernen Lieben,
Ein Tüchlein auch, darauf der gute Onkel
Beim Morgen-, Mittag- oder Abendschläfchen
Sein lock'ges Haupt zur Ruhe betten könne.
Es schläft sich süss und sanft auf Mädchenarbeit.“

Hierauf fiel der ältere Sohn Max, der später Mechaniker geworden ist, in derberer Sprache ein:

„Vorüber die Mädchen, die Jungfern vorbei,
Die Schar nachspringet der Knaben;
So zimperlich nicht, wie jene fürwahr,
Das Haar umwunden von Bändchen,
Das Haupt umlockt, den Hals umstrickt
Von Perlen und anderm Kramanzel.
Wie hätte dazu ein tüchtiger Kerl,
Der tätig vom Morgen bis Abend,
Noch Zeit zu einer feinen Frisur,
Zu spiegelbeschaulicher Andacht!
Bevor ihre Strahlen die Sonne wirft
Auf Rosenbergs liebliche Matten,
Bei dunkeler Nacht entspring ich dem Bett,
Den Korb hintragend zur Metzig.

Da bin ich zu Haus, da kenn ich mich aus,
Mich kennen selbst alle die Hunde.
Dann geh ich zur Schul und rechne zur Wett
Mit vierzig meiner Gesellen.
Und bin ich daheim, so ruft's: Max, Max!
Im Hause von oben bis unten.
Geh, hole mir Wasser! Mach Feuer im Herd!
Tu dieses! Hol jenes! Mach alles!
Geschieht es dann endlich, dass alles getan,
So hol ich hervor mir die Laubsäg,
Und säge drauf los durch dick und durch dünn
Und zerbreche per Tag mir zwölf Sägen.
Das Weihnachtskind, das hat es gesehn
Und gebracht mir tätige Nachhülf.
Gern würd' ich, was immer nach Euerem Wunsch
Euch sägen mit Kunst und Geschick auch;
Sobald ich es weiss, so setz' ich mich hin
Und säge Euch Krethi und Plethi."

Der jüngere Sohn, der sich in der Folge für den Lehrberuf entschloss, fiel bedächtig ein:

„Ernst, wie es des Philosophen Art ist,
Fern von hässlich lautem Wortgetümmel,
Feire ich die Feier heil'ger Weihnacht.
Weiss mich schlecht in diese Welt zu schicken.
Soll ein Glas ich kaufen, so zerbrech ich's;
Soll ein Spiel ich spielen, so verlier ich's;
Mach ich eine Rechnung, ach, so stimmt's nicht!
Dass die Welt nur auch so gar verkehrt ist!
Singen würd' ich gern und gern studieren,
Pflanzen kenn' ich trotz dem Rektor Wartmann,
Wenn ich nur ein Mikroskop noch hätte,
Um die Wunder der Natur zu schauen.
Bis ich das erlang, so bin ich dankbar
Für den Bleistift, Zirkel und das Messer.
Himmelsräume mess' ich mit dem Zirkel;
Zum Zergliedern aller Pflanzenteile
Dient das Messer mir, der Stift zum Zeichnen.
Aus den Bildern will der Vater machen
Eine Schweizerbilderbogensammlung;
Habet Dank dafür, mein Nam' ist Wilhelm."

Die dreijährige Hedwig endlich liess sich die Hand zu den Versen führen:

„Ich kleines Mäuslein
Aus meinem Häuslein
Schick ich mein Grüsslein
Vom Kopf bis zum Füsslein."

Hinter den Kindern kam auch die Mutter und deutete an, wie ihre häuslichen Pflichten sich mehrten:

„Wie die Weihnacht sich jährt, sind auch die Kinder gewachsen,
Arbeit und sorgende Müh' wachsen mit ihnen zugleich."

Der Vater selbst schloss mit den Strophen:

„Des Menschen Leben ist ein Gewoge nur
Von auf und ab, von Hochsein und Niedrigsein,
Und jede höchste, stärkste Welle
Bricht sich und senkt sich zur Tiefe nieder.

Ob auch der Menschen Sinnen sich ausgedacht,
Dass jetzt ein Zeitraum löse den andern ab,
Und gar der Glocken hell Geläute
Endet den einen und bringt den andern:

Ein stiller Sinn, der lautem Getöse fern,
Was ungeschieden, auch sich nicht scheiden lässt,
Dem geht das Alte in das Neue
Ruhig hinüber wie Morgendämmerung.

So wünsch' ich Euch denn, wünschet Ihr mir es auch,
Dass in des Lebens fernerm Gewoge Euch
Die Wellen, wenn sie hoch sich bäumten,
Stetig und ruhig zur Tiefe wallen."

Die familiären Beziehungen hatten sich inzwischen durch die Verheiratung eines Bruders seiner Frau, des Kaufmanns Adolf Bürke, erweitert. Da zeigte sich in allen Lagen sein aus dem Elternhause herübergenommener zarter Sinn für treues Zusammenhalten innerhalb der verwandtschaftlichen Kreise. Er bildete auch hier einen geistigen Mittelpunkt und gab jedem Familienfeste eine höhere Weihe durch seine persönliche Fröhlichkeit, welche die Jungen und Alten belebte. Kam ein Geburtstag, so fehlte selten sein guter Wunsch in Vers und Reim. Bescheidenen Geschenken legte er ein sinniges Sprüchlein bei und mehrte dadurch die Freude des Empfängers. Und wenn er auf eine Hochzeit geladen wurde, so brachte er den Neuvermählten den poetischen Ertrag einer stillen Stunde als feine Gabe mit, oder er dichtete ein Lied, das die am Feste teilnehmenden Kinder dem jungen Paare singen konnten, singen — „nicht mit Kunstverstand, nur wie der Schnabel mag, die Knaben und die Mägdelein, wie Vöglein in dem Hag".

So erfreute sich Götzinger eines schönen und im ganzen ungetrübten Familienlebens bis in die achtziger Jahre hinein, als ihm der Tod seiner ältern Tochter Frida einen schweren Schlag versetzte. Sie hatte eine Stelle als Erzieherin bei der Familie Beltrani in Palermo übernommen und sich rasch in die fremden Verhältnisse eingelebt; da wurde sie von einem Typhus ergriffen und nach wenigen Tagen, am 4. April 1886, dahingerafft. Das waren traurige Momente, als der Bericht von ihrer gefährlichen Erkrankung und unmittelbar darauf die Anzeige von dem „unersetzlichen Verluste" eintraf. Der starke Mann war eine Zeitlang wie betäubt vor Schmerz. Dann aber raffte er sich auf und suchte mit aller Kraft seine herbe Stimmung zu bemeistern. Ein Brief aus jenen Tagen zeigt, wie er

sich mit dem Schicksal auseinandersetzte und versöhnte. „Dass alles, was lebt“, schrieb er, „dem Kreislaufe des Lebens unterworfen ist, wissen wir alle wohl, namentlich diejenigen, die sich rühmen, zu den ‚Denkenden‘ zu gehören, und jeder Blick auf Feld und Flur in dieser Frühlingszeit predigt die alte Predigt. Dass aber wir selber dem Kreislaufe unterworfen seien, daran denken wir doch seltener, und wenn ein Beispiel nahe an uns herantritt, verwundern wir uns, dass das so habe sein können und müssen. Ein kleiner Ring begrenzt unser Leben und viele Geschlechter reihen sich dauernd an ihres Daseins lebendige Kette, sagt der grosse Ketzer, dessen Weisheit mich in den letzten Tagen viel getröstet hat. . . Der Schmerz muss halt getragen werden; ich habe den meinigen auch angefangen zu ‚verworgen‘; er würgt im Hals und im Herzen. Aber zugleich denke ich wieder an die lebendige Kette, oder an das Pantheon der Menschheit, in dem jeder seine Stelle erhält, die er sich durch sein Dasein und sein Verdienst geschaffen. Meine Frida hat in kleinem Zirkel, aber hier recht und gut gewirkt.“

Mit dem Beginn des neuen Schuljahres hatte Götzinger seine alte Frische wiedergefunden, und er nahm ohne Zögern neue Arbeiten an die Hand. Aber noch oft breitete sich die Wehmut auf seinen Zügen aus, wenn das Bild der in fremder Erde ruhenden Tochter vor seine Seele trat.

Das Ende.

Götzinger galt zeitlebens als ein gesunder Mann und wurde früher niemals von einer ernsthaften Krankheit heimgesucht. In St. Gallen freilich hatte er bisweilen unter Rheumatismen zu leiden, die er den Einwirkungen des scharfen Klimas zuschrieb; aber sie störten ihn doch nicht auf die Dauer und vermochten in keinem Fall seinen Humor zu trüben. Wenn es ihn am Leibe zwickte, dann war er, wie er wohl bemerkte, am meisten zu launigen Korrespondenzen aufgelegt. Einst, im Februar 1880, „sprangen die zuckenden Schmerzen wie ein Raketenfeuer durch die Hüften“, und er sah sich gezwungen, den Unterricht für einige Tage zu sistieren. „Jetzt“, erzählt er, „ist noch eine Steifheit und ein fataler Punkt im Kreuz zurückgeblieben, der sehr sorgsam behandelt werden muss. Doch krieche ich wieder in die Schule. Die Stadtbibliothek hat mir einen grossen, alten, kalbsledernen, bequemen Lehnstuhl gepumpt, von dem aus ich meine Armee beherrsche. Ich komme mir dabei vor wie Rudolf von Habsburg, als er im altertümlichen Saale in seiner Kaiserpracht beim festlichen Krönungsmahle sass. Wer weiss, ob er nicht auch Rheumatismus hatte? Nach der Meinung der Welt muss ich warten, bis der Frühling mich wieder ganz gesund macht; leider pflegt er hier zu Lande erst im Mai zu kommen.“ Ein paar Jahre später, im Juli 1888, am Tage des Jugendfestes, glitt er bei eintretendem Regen aus und brach den Fuss, so dass er sich mehrere Wochen im Bette halten musste. Da schrieb er nach Zürich: „So spiele ich denn den Sokrates und übe mich in der schönsten Tugend, der bescheidenen Ruhe des Gemütes.“ Nach fünf Wochen „humpelte“ er wieder auf dem Brühl herum, aber sehr langsam, sodass ihm „das Lied vom österreichischen Landsturm“ zu Sinne kam, und im September konnte er „ohne grosse Mühe in die Schule stolpern“. Bald war er völlig hergestellt, und man sah ihn nach alter Weise in raschem Gange durch die Strassen schreiten.

Schon war er in die sechste Dekade seiner Lebensjahre getreten. Die fortschreitende Zeit änderte aber für den, der ihn täglich sah, nur wenig an seinem äussern Wesen. Lebendig steht er vor unser aller Augen: eine kraftvolle, überragende Gestalt, breitschultrig und in den letzten Jahren wohlbeleibt, den Kopf leicht zur Seite geneigt, mit wallendem Haar, das, wie der Bart, ins Graue schoss. Aus dem Antlitz mit der hohen Stirne blitzten Geistesfunken. Durch die Brille schauten helle, lebhafte Augen. Seine Stimme konnte im Affekt mit Macht erschallen; aber er liebte über alles ein lebendiges Gespräch. Wie sein Vater, wusste er vortrefflich zu erzählen. In befriedigten Momenten spielte ein feines Lächeln um den Mund.

In seiner Umgebung erlebte er noch manches, was ihn freute. Seine Söhne gründeten eigene Familien, und eine „kreuzfidele" Enkelin aus Berlin begrüsste ihn im Sommer 1895 als Grossvater. Gegen Ende des Jahres feierte seine Schwiegermutter, Frau Bürke, die nun Urgrossmutter geworden war, ihren achtzigsten Geburtstag. Er nahm bewegten Anteil an dem seltenen Feste und pries die Greisin glücklich, die „im stillen Abendsonnenschein" des Lebens mit heiterer Zuversicht auf drei vor ihr aufgewachsene Generationen schauen konnte.

Daneben arbeitete er ununterbrochen weiter und gönnte sich keine anhaltende Erholung, es sei denn, dass er während der Ferien einmal seine Jugendfreundin Charlotte Meyer im Schwabenland besuchte, die sich mit ihrem Manne „wie ein Engel auf gute Gastfreundschaft verstand". Während mancher Monate des Jahres 1895 beschäftigte ihn Vadian. Er übersetzte die von Johannes Kessler in schwerfälligem Latein verfasste Vita und legte sie den erwähnten biographischen Arbeiten zu Grunde, die er für deutsche Sammelwerke schrieb. Er gieng an die Ausgabe der Chronik des Hermann Miles, die schon vor vielen Jahren durch ihre Nachrichten und ihre eigentümliche Komposition seine Aufmerksamkeit erregt hatte, und bereits war ihm auch eine neue Bearbeitung der Sabbata übertragen, die eine würdige Ausstattung erhalten und dem anmutigen Werke eine allgemeinere Teilnahme sichern sollte. Bei alledem nahm er sich gleichwohl Zeit, die Gaben seiner Muse auszustreuen. Zum sechszigsten Geburtstag seines ältesten Freundes in St. Gallen, am 9. Dezember 1895, stellte er sich mit einer sinnigen Dichtung ein, und noch auf das 25jährige Jubiläum des Waisenvaters, am 13. April 1896, bot er einige Lieder für den Chor der Waisenkinder dar. Singet, rief er ihnen zu:

„Singet, singet mit Lust,
Singet uss vollerer Brust!
Wachset, ihr Blüemli, und blüejet,
Wachset, ihr Kinder, und trüejet,
Bhüet Gott eu vor Frost und vor Leid,
Machet den Eltere Freud!"

Da brach seine Kraft beinahe plötzlich zusammen. Kaum hatte er den Unterricht im neuen Schuljahr wieder aufgenommen, als er Mitte Mai abbrechen musste. Seine Sprache verwirrte sich, seine rechte Hand versagte den Dienst, bald zeigten sich Lähmungserscheinungen auf der ganzen rechten Seite des Körpers: eine Gehirnkrankheit war ausgebrochen, über deren schwere Folgen man sich nicht täuschen konnte. Wir wollen nicht bei dem schmerzlichen Bilde verweilen, das der Kranke in den folgenden Wochen, bei stetig ab-

nehmenden Kräften, seiner Familie und seinen Freunden bot. Er selbst scheint die Gefahr, in der er schwebte, nicht eigentlich empfunden zu haben. Er zeigte sich aber dankbar für die treue Pflege der Seinigen und für jeden teilnehmenden Besuch, den er erhielt; dann huschte über sein Gesicht der liebenswürdige Zug, den wir an seiner Mutter und an seinem Grossvater, dem Pastor von Neustadt, wahrgenommen haben. Von den Peinlichkeiten eines allzulangen Krankenlagers blieben er und seine Angehörigen verschont. Die Cerebralgeschwulst verrichtete binnen wenigen Monaten ihr Zerstörungswerk. Am Montag, den 10. August 1896, in der zweiten Nachmittagsstunde, berührte ihn mit leiser Hand der Tod.

Eben waren die meisten seiner Kollegen und Schüler in die Ferien gegangen. Eine stille Beerdigung wurde angeordnet. Am folgenden Mittwoch gaben die nächsten Verwandten und Freunde dem Dahingeschiedenen das Geleite zur letzten Ruhestätte.

* * *

Wir dürfen am Schlusse dieses Lebensbildes darauf verzichten, die Summe der Arbeit zusammenzufassen, die der Verstorbene als Mann der Schule und der Wissenschaft in unermüdlicher Hingabe zu seiner dauernden Ehre geleistet hat; denn das Wesentliche und Bedeutsame seines Wirkens ist je an seiner Stelle herausgehoben worden. Wir lassen unsere Darstellung einfach in den Worten ausklingen, die pietätvolle Männer unmittelbar nach seinem Tode ihm öffentlich gewidmet haben[1]). Sie bezeichneten ihn als „eine durchaus ungewöhnliche Persönlichkeit, von wahrer innerer Fülle des Wissens und der Gesichte“, als einen Mann, der „mit allen Fasern einer gross und schön angelegten Natur“ in der Liebe zu den herrlichen Weistümern unserer Muttersprache wurzelte, und der es meisterlich verstand, „den Funken idealer Begeisterung auch in seinen Schülern zu wecken und zu einer Flamme grosszuziehen“. Nun ist „die Fackel“, schloss der Nachruf, „die er fröhlichen und tapferen Sinnes lange Dezennien unserer Jugend vorangetragen, der müden Hand entfallen; wohl ihm — sie brennt hellen Glanzes in ungezählten Herzen weiter, auch über seinem Grabe noch eine reiche Fülle von Licht und Wärme spendend.“

---

[1]) Tagblatt der Stadt St. Gallen, 1896, Nr. 187, 192 und 193. (Von H. Seifert und O. Fässler.) Vergl. auch die Nachrufe in den Basler Nachrichten, Nr. 221 (von Dr. J. Bucher), in der Neuen Bündner Zeitung, Nr. 193 (von Dr. M. Valer), und in der Appenzeller Zeitung vom 11. August (von E. Diem).

Beilage.

Übersicht der literarischen Arbeiten Ernst Götzingers.

1860. Ueber die Dichtungen des Angelsachsen Caedmon und deren Verfasser. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde. Göttingen. Druck der Dieterich'schen Universitäts-Buchdruckerei, 51 S. 8°.

—. Theses quas amplissimi Philosophorum ordinis auctoritate atque consensu in Academia Georgia Augusta pro summis in philosophia honoribus rite obtinendis die X m. martii a. MDCCCLX hora XI publice defendet Ernestus Goetzinger Scaphusiensis. Opponentibus E. Schrader, stud. theol., C. Grüninger, stud. phil. Goettingæ. Typis expressis officina Dieterichiana. 2 p. 8°.

1861. Stylschule zu Übungen in der Muttersprache. Von Dr. Max W. Götzinger. 1. Teil. 2. verbesserte Auflage. (Besorgt von Dr. Ernst W. Götzinger.) Schaffhausen. Fr. Hurter. XII u. 224 S. 8°.

1863. Capella Heremitana. (Neues Schweizerisches Museum. Zeitschrift für die humanistischen Studien und das Gymnasialwesen in der Schweiz, 3. Jahrgang. [Bern, J. Dalp], S. 282—306.)

1864. Über Jakob Grimm. Im Historischen Verein in St. Gallen vorgetragen. (St. Galler Blätter 1864, Nr. 1 und 2.)

1865. Joachimi Vadiani vita per Joannem Kesslerum conscripta. E codice autographo. Historicis Helveticis d. d. d. historicorum et amatorum historiæ Sangallensium coetus nonis septembribus anno MDCCCLXV. Typis Zollikoferi. 14 S. 4°, mit dem Bildnis Vadians.

—. Zwei Kalender vom Jahre 1527. D. Joannes Copp evangelischer Kalender und D. Thomas Murner Kirchendieb- und Ketzerkalender. Herausgegeben von Dr. Ernst Götzinger. Schaffhausen. Verlag von Karl Schoch. VIII und 47 S. 12°. (Dr. Herm. Wartmann zum 21. Sept. 1865 gewidmet.)

—. Die St. Galler Kantonsschule. (Neues Schweizerisches Museum. 5. Jahrgang, S. 261—265.)

—. Das St. Galler Gymnasium im 16. Jahrhundert und der Lehrplan des Polanus a Polandsdorf. (Neues Schweizerisches Museum. 5. Jahrgang, S. 289—326.)

1866. Zwei St. Gallische Minnesänger. I. Ulrich von Singenberg, der Truchsess. II. Konrad von Landegg, der Schenk. St. Gallen. Scheitlin & Zollikofer. 16 S. 4°, mit 1 Tafel. (Neujahrsblatt des Histor. Vereins.)

—. Johannes Kesslers Sabbata. Chronik der Jahre 1523—1539. Herausgegeben von Dr. Ernst Götzinger. 1. Teil. 1523—1525. St. Gallen. Scheitlin & Zollikofer. XII u. 379 S. 8°. (Mitteilungen des Histor. Vereins V u. VI.)

—. Johannes Kesslers Sabbata. Vortrag, gehalten bei der Jahresversammlung der schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft in St. Gallen am 5. September 1865. (St. Galler Blätter 1866, Nr. 39—41.)

1867. Stylschule zu Übungen in der Muttersprache. Von Dr. Max W. Götzinger, 2. Teil. 2. verbesserte Auflage. (Besorgt von Dr. Ernst Götzinger.) Schaffhausen. Fr. Hurter. XVI u. 440 S. 8°.

1868. Die Feldnonnen bei St. Leonhard. Zur Reformationsgeschichte der Stadt St. Gallen. St. Gallen. Scheitlin & Zollikofer. 20 S. 4°, mit 1 Tafel. (Neujahrsblatt des Histor. Vereins.)

—. Johannes Kesslers Sabbata. Chronik der Jahre 1523—1539. Herausgegeben von Dr. Ernst Götzinger. 2. Teil. 1526—1539. Mit Registern, einem Wörterbüchlein und zwei Beilagen. I. Über einige Quellen der Sabbata. II. Sprachliches. St. Gallen. Scheitlin & Zollikofer. 624 S. 8°. (Mitteilungen des Histor.

Vereins VII—X. — Vrgl. G. Meyer von Knonau: Eine schweizerische Hauschronik aus der Reformationszeit, in Sybels Histor. Zeitschrift, Bd. 24, S. 43—93.)

1869. Deutsche Sprachlehre für Schulen. Von Dr. Max Wilh. Götzinger. 10. Aufl., durchgesehen und zum Teil überarbeitet von Dr. Ernst Götzinger. Arau. H. R. Sauerländer. XII u. 468 S. 8⁰.

—. Zum deutschen Hexameter. (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, 2. Abteilung, 15. Jahrgang. Bd. 100, S. 145—151.)

—. Professor Othmar Rietmann. (Nachruf in der st. gallischen Zeitung: „Die Schweiz", Nr. 185 vom 10. August.)

—. Von ursprung und herkomen loblicher gesellschafft der geschichtsfründe in Sant Gallen, vorgestellt und furgebracht an der taglaistung zů Rineck am 28 tag septembris (1869) durch Ernst Götzinger, burger zu Schaffhusen, schriber der gesellschafft, sunst schůlmeister an der latinischen schůl .... Getruckt zů St. Gallen durch Christoffel und Emilium Zollikofer. 8 S. 8⁰.

1870. Die Singgesellschaft zum Antlitz in St. Gallen. Historische Festrede zur Feier des 250jährigen Jubiläums gehalten am 27. März 1870 im Saale des Bibliothekgebäudes. St. Gallen. Zollikofer'sche Buchdruckerei. 38 S. 8⁰.

—. Von dem uralten Möttelischloss ob Rorschach. Unter der schlosslinden zů lust und ergetzung der Sangallischen geschichtsfründe furgebracht am 24 tag julii 1870 durch iren schriber ... Getruckt zů Sant Gallen durch Emilium Zollikofern, bůchtrucker. 16 S. 8⁰, mit Illustrationen.

—. Litteraturbeiträge aus St. Gallen. St. Gallen. Huber & Comp. (F. Fehr). IV, 72 und 44 S. 8⁰. Inhalt: 1. Geschichte des evangelischen Kirchengesangs in St. Gallen. 2. Die Singgesellschaft zum Antlitz in St. Gallen. Historische Festrede zur Feier des 250jährigen Jubiläums gehalten am 27. März 1870.

—. Dichtersaal. Auserlesene deutsche Gedichte zum Lesen, Erklären und Vortragen in höheren Schulanstalten. Herausgegeben von Dr. Max Wilhelm Götzinger. 7. Auflage, durchgesehen und vermehrt von Dr. Ernst Götzinger. Leipzig. J. F. Hartknoch. XVI u. 685 S.

1871. Warhafftige nuwe zittung des jungst vergangnen tutschen kriegs.
Ze Sangallen in der loblichen statt,
ditz büchlin Ernst Götzinger getichtet hat,
im jar do nach des heylands geburt
achtzechenhundert und LXXI gezellet wurd.
Getruckt in der loblichen statt Sangallen durch Emilium Zollikofern. 20 S. 8⁰, mit Illustrationen. (Erster und zweiter Abdruck.)

—. Dasselbe. Dritter Abdruck („ditz ist der tritt truck"). St. Gallen. Verlag von Scheitlin & Zollikofer.

—. Zur neuen Orthographie. (St. Galler Blätter 1871, Nr. 27 u. 28).

—. Die Schweiz in ihren klassischen Stellen und Hauptorten geschildert von Heinrich Zschokke. Dritte Auflage. Bearbeitet von Dr. Ernst Götzinger. Stuttgart und Leipzig. Otto Risch. VIII u. 340 S. 8⁰.

1872. Hie hebt an das buechlin der Herren von Ramswage durch Ernestum Goetzingerum chronistam Sangallensem .... Ditz büchlin hat ze Sangallen Emilius Zollikoferus getruckt. 17 S. 8⁰, mit Illustrationen.

—. Von aller schůlmeister hochgezite ze Aarow am 18, 19 und 20 tag mensis augustis 1872 durch Ernst Götzinger, schůlmeister ze Sangallen, darzů der frien künste meister. Aarau, truckts und verlegts H. R. Suwrländer. 17 S. 12⁰.

—. Ditz ist das buechlin deren von Rorschach und Rosenberg. Allen frummen lüten umb den Bodensee beschriben durch Ernst Götzinger..... Getruckt in der alten fryen richsstatt Sangallen durch juncker Emilium Zollikofern. 20 S. 8⁰, mit 3 Abbildungen.

—. Beiträge zur st. gallischen Reformationsgeschichte. 1. Die Chroniken des Hermann Miles und Johannes Kessler nach Ms. 177 der Stadtbibliothek. 2. Die Reformation der Stadt Wil. (Mitteilungen des Histor. Vereins XIV, S. 103—173.)

—. Zur neuen Orthographie. Ein zweites Wort. (St. Galler Blätter 1872, Nr. 38.)

—. Kulturgeschichtliches aus Kirchhofs Wendunmuth. (Anzeiger f. schweizer. Geschichte. N. F. I, 181—185.)

1873. Joachim von Watt als Geschichtschreiber. Von anfang, gelegenheit, regiment und handlung der weiterkannten frommen statt zu Sant Gallen. St. Gallen. Huber & Comp. (F. Fehr). 24 S. 4⁰, mit einer Tafel. (Neujahrsblatt des Historischen Vereins.)

—. Worte des Glaubens. Von Schiller. (Schweizerische Lehrerzeitung, Nr. 3.)

1873. Der Volksauflauf des Jahres 1491 in St. Gallen, nach Vadians Chronik der Aebte. (St. Galler Blätter 1873, Nr. 10.)

—. Geographische Studien. 1. Die Schulkarten der Schweiz. 2. Das schweizerische Flusssystem. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 17—21.)

—. Hebels alemannische Gedichte. Herausgegeben und erläutert von Dr. Ernst Götzinger. Arau. H. R. Sauerländer. XXXIX u. 204 S. 8°, mit einer Karte. (S. VII—XXIX: Entwurf einer Geschichte der oberalemannischen Mundart. — Vrgl. Birlingers Alemannia III, 182—184.)

—. Nuwer lobspruch der hochloblichen witberůmten khunigklichen stat Wien in Osterrich. Der gemeinen gwerb- und kunst-beschouwunge zů eren beschriben durch Ernestus Götzinger, schůlmeister ze Sangallen im 1873 jar. Getruckt ze Sangallen in Eidgnoßßenland durch Emilium Zollikofern, bůchtrucker. Wien. Faesy & Frick. 39 S. 8°, mit Illustrationen.

—. Die ältesten Nachbarn der Stiftung des heiligen Gallus. (Die illustrierte Schweiz. Unterhaltungsblatt für den Familientisch. 3. Jahrgang. [Bern, J. Dalp], S. 241—245, 251—254.)

—. Was das Sprichwort von der Mühle sagt. — Das Kloster Reichenau. (Illustrierte schweizerische Jugendblätter, herausgegeben von O. Sutermeister und H. Herzog. 1. Jahrgang, S. 186—188, 199—205.)

—. Die Eidgenössische Hochschule. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 36.)

—. Vier edle schöne liepliche Tractetlein inhaltend nuwe und alte Geschichten uss Sangallen clauster und statt. St. Gallen. Scheitlin & Zollikofer. („In verlegung des Edln und Vestn Iwan von Tschudi, bibliopola".) 76 S. 8°, mit Holzschnitten im Text und dem Portrait des Verfassers.

(Wiederabdruck der Schriften: „Von ursprung und herkomen", „Möttelischloss", „Herren von Ramswage", „Das buechlin deren von Rorschach und Rosenberg".)

1874. Des Stadtschreibers Johann Jakob Stockar von Schaffhausen Vermittlungsreise nach England und Holland anno 1653. (Appenzeller Kalender auf das Jahr 1874.)

—. Wilhelm Wackernagel. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 5—7.)

—. Hans Sachsens poetische Sendung, von Göthe. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 8—9.)

—. Sah ein Knab ein Röslein stehn. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 22.)

—. Inschriften zu den 22 Kantonswappen in der Festhütte des eidgenössischen Schützenfestes. (Tagblatt der Stadt St. Gallen, Nr. 168 und 169.)

—. Urkund und Zimmerspruch für ein Lobl. Baukollegium vom Eidgen. Schützenfest 1872. — An die baugesellen vom Eidgen. Freischießen in Zürich die St. Galler baugesellen im jar Christi 1874.

—. Die Alttoggenburg und ihre Iddalegende. (Die illustrierte Schweiz. 4. Jahrgang, S. 47—57.)

—. Der arme Mann im Toggenburg. (Die illustrierte Schweiz. 4. Jahrgang, S. 501—514.)

—. Die Durchführung der Orthographiereform. Aus Auftrag der orthographischen Kommission des Schweizer. Lehrervereins ausgearbeitet. Frauenfeld. J. Huber. 29 S. 8°.

—. Die Durchführung der Orthographiereform. St. Galler Blätter 1874, Nr. 38. (Abdruck des ersten Teils der vorigen Schrift.)

—. „Den truk nemen." (Anzeiger f. schweizer. Geschichte, N. F. II, 24.)

—. Was man sich von den Buchhornern und andern Schwaben erzählt. — Die Legende vom Kloster Schennis. — Ein Klosterdiebstahl in St. Gallen. Aus einer alten Chronik. (Illustrierte schweizerische Jugendblätter, 2. Jahrgang, S. 58—61, 114—117, 230—232.)

1875. Skizzen zur Geschichte der Trischli-Gesellschaft. (St. Galler Blätter 1875, Nr. 1 u. 2.)

—. Joachim von Watt (Vadian) Deutsche historische Schriften. Auf Veranstaltung des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen und mit besonderer Unterstützung des Kaufm. Direktoriums in St. Gallen herausgegeben von Ernst Götzinger. Erster Band. Chronik der Äbte des Klosters St. Gallen. Erste Hälfte. St. Gallen. Druck der Zollikofer'schen Buchdruckerei. 565 S. Lex. 8°, mit einem Portrait Vadians.

—. Zwei Dichtungen von Göthe und Herder: „Zueignung" und „Am Meer bei Neapel". (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 4—5.)

—. Geographische Schulatlanten. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 14.)

—. Der Wanderer. Von Göthe. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 32.)

—. Zur orthographischen Frage. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 48.)

—. M. W. Götzingers Deutsche Dichter. 5. Auflage, um- und zum grossen Teile neubearbeitet von Ernst Götzinger. 1. Bd. Arau. H. R. Sauerländer. VII u. 708 S. 8°.

1875. Der Freiherr von Zimmern. (Illustrierte schweizer. Jugendblätter, 3. Jahrgang, S. 318.)
1876. Etwas von der Dichtung und den Dichtungsarten. — Der arme Mann im Toggenburg. (Lesebuch für die Ergänzungsschule, S. 3—9, 125—129.)
—. Sintram der Schönschreiber. (Ein dem Kalligraphen Meier gewidmeter poetischer Nachruf. Tagblatt der Stadt St. Gallen, Nr. 45.)
—. Der jetzige Stand der Orthographiefrage. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 24.)
—. „Der Spaziergang" von Schiller. In die Mundart umgesetzt. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 30—31.)
1877. Es zogen drei Bursche wol über den Rhein. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 4.)
—. Zur Orthographiefrage. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 6.)
—. M. W. Götzingers Deutsche Dichter. 5. Auflage, um- und zum grossen Teile neubearbeitet von Ernst Götzinger. 2. Bd. Arau. H. R Sauerländer. VIII u. 672 S. und 112 S. Anhang.
—. Ausgewählte Gedichte Friedrich Rückerts. Erläutert von Dr. Ernst Götzinger. Arau. H. R. Sauerländer. 112 S. 8°.
—. Joachim v. Watt (Vadian) Deutsche historische Schriften. Zweiter Band. Chronik der Aebte des Klosters St. Gallen. Zweite Hälfte. XCIII S. Einleitung, 495 S. Text und Register, mit 1 Facsimile. (Vrgl. die Anzeige in der Bibliographie der Schweiz, 1878, Nr. 7.)
—. Das älteste deutsche katholische Kirchengesangbuch von St. Gallen. (Birlingers Alemannia V, 166—185.)
—. Das Shakespeare-Büchlein des Armen Mannes im Toggenburg vom Jahre 1780. Nach der Originalhandschrift mitgeteilt von Dr. Ernst Götzinger. (Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, 12. Jahrgang, S. 100—168.)
—. Dasselbe. Separatabdruck. 71 S. 8°.
1877/78. Dramatische Unterhaltungs-Blätter. Redigiert von Ernst Götzinger. Erster (einziger) Jahrgang. St. Gallen. Verlag von Alfred Furrer. 198 S. 4°.
1878. Der Wortschatz der deutschen Sprache. Öffentlicher Vortrag. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 8—10.)
—. Vaterland und Heimat. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 22—24.)
—. Matthias Claudius. Öffentlicher Vortrag. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 31—35.)
—. Nüwe Zitung vom alten Schloss zů Mambrechtzhofen. In truk ussgangen durch Ernst Götzinger, der frien künste meister. Getruckt durch junker Emilium Zollikofern zů Sant Gallen. 16 S. 8°, mit Holzschnitten von Emil Rittmeyer.
1879. Joachim v. Watt (Vadian) Deutsche historische Schriften. Dritter Band. Fragment einer römischen Kaisergeschichte. Geschichte der fränkischen Könige. Epitome. Diarium. Herausgegeben von Ernst Götzinger. XXVIII u. 539 S.
—. Schweizerische Schlittenrufe. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 24—25.)
—. Niklaus Manuel. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 31—35.)
—. Lob- und Rimspruch der uralten und vernanten stat Arbon am Bodensee, darinnen ire geschicht verzelt wirt, ouch von irem gewerb, kunst, wüssenschaft und anderem, so zuo wüssen füeglich und angenäm ist. St. Gallen. Zollikofer'sche Buchdruckerei. 1 Blatt in Fol. mit einer Ansicht von Arbon in Lichtdruck. (Für die Versammlung des Vereins für Geschichte des Bodensees in Arbon, 14./15. Sept. 1879.)
—. Max Wilhelm Götzinger, 14. Nov. 1799 bis 2. Aug. 1856. (Allgemeine deutsche Biographie IX, 516—517.)
1880. Deutsche Grammatik in genetischer Darstellung. Für die obern Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbstunterrichte bearbeitet. Arau. H. R. Sauerländer. X u. 176 S. 8°. (S. 157—176 die Beilage: Der Wortschatz der deutschen Sprache. Nach einem Vortrage.)
—. Ein schwank vom is. (Zürichsee-Eiszeitung, 1880, Nr. 2.)
—. Schwank von der Thurstudler Auf- und Niedergang. Mit züchtigen Reimen und Bildern gezieret von zwei lustigen Gesellen (Ernst Götzinger und Emil Rittmeyer). St. Gallen. Zollikofer'sche Buchdruckerei. 1 Blatt in Fol.
—. Der Ausflug des Historischen Vereins nach Altenklingen. 6. Juni. (Tagblatt der Stadt St. Gallen, Nr. 134.)
—. Klagred der Muse Klio über den öden Mauern der Zollikofer'schen Buchdruckerei, 18. Juli 1880. (St. Galler Blätter, Nr. 30.)
—. Zur Erinnerung an den schweizerischen Brauertag, 22. September 1880 in St. Gallen. St. Gallen. Buchdruckerei von Joh. Buff. 6 S. 12°. (Ein Reimspruch.)
—. Vom schwäbischen Allgäu. (Feuilleton der Neuen Zürcher-Zeitung, Nr. 321—325.)

1881. Zur sprachlichen Bereinigung des Textes (der Nüwen Casus Monasterii Sancti Galli Christian Kuchimeister's). St. Gallische Geschichtsquellen. Neu herausgegeben durch G. Meyer von Knonau, V (Mitteilungen des Histor. Vereins XVIII), S. LX—LXII.

—. Pestalozzi's Lienhard und Gertrud als Dichtung betrachtet. (Pestalozzi-Blätter, 2. Jahrgang, Nr. 4—6, Zürich.)

—. Aus Oberschwaben. (Feuilleton der Neuen Zürcher-Zeitung, Nr. 355—358.)

1881/82. Reallexikon der deutschen Altertümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studierende und Laien. Leipzig. Woldemar Urban. IV u. 803 S. 8⁰.

1882. Johannes Kessler 1502—1574. (Allgemeine deutsche Biographie XV, 657—658.)

—. Vadian observiert auf der Bernegg einen Kometen. Johannes Kesslers Sabbata nacherzählt von Ernst Götzinger und zum Besten des Bazars für arme Kinder im Kantonsspitale in Druck gebracht durch Emil Zollikofer. 8 S. 8⁰, mit 2 Bildern in Lichtdruck.

1883. Zur Geschichte des Nachtwächters. (Feuilleton der Neuen Zürcher-Zeitung, Nr. 142—143.)

1884. Lobspruch der weitberühmten Stadt St. Gallen im Schweyzerland. — Allerley nüwe sprüch. (Fasching-Blatt.)

—. Die Stadt-St. Gallische Herrschaft Bürglen im Turgau. St. Gallen. Zollikofer'sche Buchdruckerei. 22 S. 4⁰, mit einer Tafel. (Neujahrsblatt des Historischen Vereins.)

—. Das Lob der Torheit (Encomion Moriæ), aus dem Lateinischen des Erasmus von Rotterdam verdeutscht von Sebastian Frank. Bevorwortet und mit Anmerkungen versehen von Ernst Götzinger. Leipzig. Woldemar Urban. XXIV u. 163 S. 8⁰.

—. Zur Erinnerung an den 400jährigen Geburtstag Joachims v. Watt. 30. Dezember 1884. 1. Auf Weihnachtshalden. 2. Vadian auf dem Sterbelager. (Tagblatt der Stadt St. Gallen, Nr. 306, 2. Blatt.)

1885. Feuilleton-Artikel in der „Neuen St. Galler Zeitung": Aus Ulrich Hegners Papieren, Nr. 4. — Über Karl Stokars Leben Johann Georg Müllers, Nr. 5. — Über Wilhelm Wackernagels „Jugendjahre", Nr. 6. — Aus der ältesten Geschichte des Vorarlberg, Nr. 19—20. — Pater Abraham a Sancta Clara, Nr. 22—24, 26. — Die schweizerischen Rheingrenzen, Nr. 34—35. — Volapükisches, Nr. 42—43. — Sprüche von Goethe, Nr. 51 bis 53. — Fridolin Sicher, Nr. 68—69. — Über Wegele's Geschichte der deutschen Historiographie, Nr. 70—71.

—. Reallexikon der deutschen Altertümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch der Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage mit 157 Illustrationen. Leipzig. Woldemar Urban. VIII u. 1151 S. 8⁰.

—. Fridolin Sichers Chronik, herausgegeben von Ernst Götzinger. St. Gallen. Huber & Comp. XXXI u. 284 S. 8⁰. (Mitteilungen des Historischen Vereins XX.)

—. Das Hardegger-Lied („Ob Rebstein auf dem alten Schloss Herr Hardegg saß, der Ritter"). Dem Historischen Verein zur Hauptversammlung in Rebstein, 16. Oct. 1885, gewidmet, illustriert von Aug. Hardegger.

1886. Wartensee und die Familie der Blarer. (St. Galler Blätter, Nr. 48—49.)

1887. Die Familie Zollikofer. St. Gallen. Huber & Comp. (E. Fehr). 38 S. 4⁰, mit einer Wappentafel in Farbendruck und 3 Abbildungen im Text. (Neujahrsblatt des Historischen Vereins.)

1888. Sancto Petro. (Gedichtet bei Anlaß der Einweihung der St. Peterskirche in Wil, 29. Mai.)

—. Schloss Luxburg. Vortrag, gehalten an der Versammlung des Bodenseevereins zu St. Gallen den 5. Sept. 1887. Frauenfeld. J. Huber. 20 S. 8⁰. mit einer Abbildung. (Separatabdruck aus der Thurgauer Zeitung.)

1889. Dichtersaal. Auserlesene deutsche Gedichte für die Jugend. Herausgegeben von M. W. Götzinger. 8. Aufl. Durchgesehen und vermehrt von Dr. Ernst Götzinger. Arau. H. R. Sauerländer. XV u. 689 S. 8⁰. Die Vorrede datiert vom August 1888.)

—. Der arme Mann im Toggenburg. St. Gallen. Huber & Comp. (E. Fehr). 22 S. 4⁰, mit 4 Illustrationen von J. Stauffacher. (Neujahrsblatt des Historischen Vereins.)

—. Schloss Luxburg. Vortrag, gehalten in St. Gallen am 5. September 1887. (Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung XVIII, 23—32.)

—. Dramatische Hausbibliothek. Eine Sammlung leicht aufführbarer Theaterstücke für Liebhaber-Bühnen und Familienkreise. Herausgegeben von Dr. Ernst Götzinger. St. Gallen. F. Hasselbrink. 198 S. 4⁰. (Neue Titelausgabe der „Dramatischen Unterhaltungsblätter".)

—. Der deutsche Unterricht an der Realschule. Von Ernst Götzinger, gewesener Lehrer des Deutschen am Reallehramtskandidaten-Kurs in St. Gallen. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 38—40.)

1890. Peter Scheitlin, st. gallischer Gelehrter, Prediger und Schulmann, 4. März 1779 bis 17. Januar 1848. (Allgemeine deutsche Biographie XXX, 734—736.)

—. Statthalter Bernold von Walenstadt, der Barde von Riva. St. Gallen. Huber & Comp. (E. Fehr). 43 S. 4°, mit 4 Illustrationen von J. Stauffacher. (Neujahrsblatt des Historischen Vereins.)

1891. Altes und Neues. Gesammelte Aufsätze. Mit dem Bildnis des Verfassers. St. Gallen. F. Hasselbrink. 183 S. 8°.

Inhalt: Vaterland und Heimat (1878). — Wilhelm Wackernagel (1874). — Die ältesten Nachbarn des hl. Gallus (1873). — Die Alttoggenburg und ihre Iddalegende (1874). — Schweizerische Schlittenrufe (1879). — Das Schloss Wartensee und die Familie der Blarer (1886). — Ein Spaziergang durch alt-sankt-gallischen Klosterbesitz im Allgäu (1880—1881). — Zur Geschichte des Nachtwächters (1883). — Vadian und Zwingli als Humanisten (vorgetragen in Wildhaus am 3. August 1884). — Hebel, namentlich in seinem Verhältnis zum Aufklärungszeitalter. — Der König in Thule (1890). — Klagred der Muse Klio über den öden Mauern der Zollikofer'schen Buchdruckerei in St. Gallen (1880). — Vadian observiert auf der Bernegg einen Kometen (1882).

—. Erinnerung an die Einweihung der neuen Waisenanstalt auf Girtannersberg, 23. April 1891. — Darin von Götzinger: Beim Auszug aus dem alten Waisenhaus, S. 4 - 5. Bei der Ankunft vor dem neuen Waisenhaus, S. 6—7.

—. Federzeichnungen st. gallischer Äbte von Vadian. Herausgegeben und mit lieblichen Verslein geziert von Dr. Severus. Editio princeps. St. Gallen. Zollikofer'sche Buchdruckerei. 28 S. 8°.

—. Aus den Papieren des Barden von Riva. Telliade. Andachtsbuch. Briefwechsel mit Hautli, Stadlin, Müller-Friedberg. Herausgegeben von Ernst Götzinger. St. Gallen. Huber & Comp. (E. Fehr). 243 S. 8°. (Mitteilungen des Historischen Vereins, XXIV, 2. Hälfte.)

1892. Hans Sachs. (Schweizerische pädagogische Zeitschrift, 2. Jahrgang, S. 59—69, 106—121.)

—. Dasselbe. Separatabdruck. 27 S. 8°.

—. Liederbüchlein des Historischen Vereins. Lieder aus alten, mittlern und neuen Tagen. Ausgabe 1892.

Darin von Götzinger: Lied der Historiker (20. Dez. 1884). — Lied von der Schlacht am Stoss. — Das Mammertzhofer Lied, in Schillers hof-ton (1. Juli 1877). — Lieder der vertriebenen Mönche (1. Juli 1877). — Kobellied (17. Oct. 1879). — Das Lied vom Hardegger, in Götz des Schulmeisters Weinkrügl Weis (16. Oct. 1885). — Das Bernangerlied.

1893. Schloss Grünenstein im Rheintal. Vortrag, gehalten am 3. Juli 1892. (St. Galler Blätter 1893, Nr. 5.)

—. Landammann Sailer als Dichter und Geschichtschreiber. Vortrag, gehalten am 16. October 1891 in Wil. (Schweizerische Rundschau 1893, Nr. 9 und 10.)

—. Das Geschlecht der Schenken von Landegg. Vortrag, gehalten am 18. Juni 1893. (St. Galler Blätter 1893, Nr. 35.)

1894. Der Anteil der Schweiz an der deutschen Literatur. (Schweizer. pädagogische Zeitschrift III, 153—169.)

—. Warhafftige nuwe zittung des jungst vergangnen tutschen kriegs. Zürich. Verlegts zum andern mal Eugen Speidel, bibliopola. 24 S. 8°.

—. Herrje, wie ist die Welt e Grössi. Ein Ferienfrüchtlein. (Schweizer. Lehrerzeitung, Nr. 42.)

—. Professor Scheitlins akademisches Tagebuch aus Göttingen. (St. Galler Blätter, Nr. 11—15.)

—. Die Familie der Mötteli. (St. Galler Blätter, Nr. 37.)

1895. Von der Bernegger Tagung des st gallischen historischen Vereins, Gallustag 1895. 2 Bl. 8°. (Vrgl. auch Tagblatt der Stadt St. Gallen 1895, Nr. 245.)

—. Das Leben Joachims von Watt. Beschrieben von Johannes Kessler. Übersetzt von Ernst Götzinger. (St. Galler Blätter, Nr. 33—39.)

—. Dasselbe. Separatabdruck. St. Gallen. Zollikofer'sche Buchdruckerei. 36 S. 12°.

—. Joachim Vadian, der Reformator und Geschichtschreiber von St. Gallen. Halle, Verlag von M. Niemeyer. IV u. 73 S. 8°, mit dem Bildnis Vadians. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Nr. 50.)

—. Michel Buck, ein oberschwäbisches Jugend- und Dichterleben. (Die Rheinquellen, 1. Jahrgang, 7. Heft, S. 318—324. 335—347.)

—. Das Verb „lassen" bei Luther und Goethe. (Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 9. Jahrg., 3. Heft, S. 169—181.)

1895. Zur Geschichte des Mutes. (Schweizer. pädagogische Zeitschrift, 5. Jahrgang, 6. Heft, S. 261—270.)

—. Hermann Wartmann zum 9. Dezember 1895. 1 Bl. 4°.

1896. Zur Erinnerung an das 25jährige Jubiläum des Herrn J. Schurter als Waisenvater der Stadt St. Gallen, am 13. April 1896.

Darin von Götzinger: Spruch für die „Knaben", S. 10—12. Schlussgesang, S. 14—15.

—. Joachim von Watt, genannt Vadian, schweizerischer Humanist, Reformator und Geschichtschreiber, geb. zu St. Gallen am 28. Dezember 1484, gest. am 6. April 1551. (Allgemeine deutsche Biographie, Bd. 41. S. 239—244.)

—. Das Leben des heiligen Gallus. Nach der Reimart des Originals übersetzt. (St. Galler Blätter 1896, Nr. 41—49.)

—. Dasselbe. (In Antiqua-Druck.) St. Gallen. Druck der Zollikofer'schen Buchdruckerei. 50 S. 8°. (Literarische Gabe für die Mitglieder und Gäste des Historischen Vereins an der Hauptversammlung in Altstätten, Gallustag 1896.)

—. Hermann Miles Chronik. Herausgegeben von Ernst Götzinger. (Wird in den Mitteilungen des Histor. Vereins, XXVI, 2. Hälfte, erscheinen.)